MARIENBOTE

November 1945

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

Fr. J. Peters O.M.I. — Assistant Editor.

Associate Editors:

Fr. Ph. Funke O.M.I.; Fr. Jos. Schneider O.M.I.; Fr. George Walliser O.M.I.; Fr. James Walliser O.M.I.

Nr. 2 November 1945 14. Jahrgang

Dies und Das

Katholikennacht. "Katholikennacht" überschrieb der seinerzeit in Tirol allbekannte Prälat Dr. Schöpfer seinen Leitartikel, den er aus Anlass eines aufgehobenen Katholikentages veröffentlichte. Katholikennacht! Das verhängnisvollste Dunkel, das über eine Menschheit sich senken kann, ist mit diesem Worte beschrieben. Keine Finsternis ist ja doch so tragisch zerstörend wie jene, die dort herrscht, wo das Licht des Heiligen Geistes in seiner ganzen übernatürlichen Fülle leuchten sollte.

Dieses Lichtes ist nicht so viel unter uns, wie es da sein sollte.

Wohl ist es wahr: Das katholische Christentum ist heute nicht derartig von Finsternissen umhüllt, dass es der Welt ganz und gar sich verbirgt und wir von einer vollständigen Katholikennacht reden müssten. Unser Dienst in der Welt, den wir durch Presse, durch Radio und Organisationen leisten, spricht laut von uns und unseren Idealen.

Es ist aber doch ein grosser Unterschied, ob wir den Kampf des Rechtes wollen oder den Frieden des Rechtes.

Der Friede des Rechtes muss erkämpft werden, das ist uns vollständig klar. Wir wollen hier nicht missverstanden sein. Es gibt aber Dinge, hoechst wichtige Dinge, deren Rechtsbesitz uns niemand abspricht, die in Frieden reifen und gedeihen können — die aber doch nicht so blühen, wie sie unter uns blühen sollten.

Wir meinen hier die fundamentalen christlichen Lebensgesetze, wie Papst Pius XII. sie uns in seiner Enzyklika vom mystischen Leibe Christi gezeichnet. Die Gesetze vom Leben in Christus und Kreuz, vom Denken und Urteilen im Lichte des Heiligen Geistes, vom Handeln und Wandeln in einer Liebe, die übernatürlich — nicht nur natürlich — ist.

Der Eifer, mit dem diese Dinge von uns geübt und in die Welt getragen werden, der Raum, den man ihnen in Presse, Radio und Organisationsarbeit gibt, steht in keinem Verhältnis zu jener Glut, mit der wir allüberall um "unsere Rechte" kämpfen. Wo wir unsere Rechte haben, z.B. das Recht der Religionsfreiheit, das Recht der katholischen Schule, das Recht zum freien katholischen Wort, da sieht man sich vielfach vor die Frage gestellt: Was wollen wir denn eigentlich, recht

haben oder das Rechte tun?

Wir wollen hier gewiss nicht behaupten, das Rechttun sei von uns Katholiken auf die Seitenbahn geschoben worden. Das Verständnis für den wahren Sinn des katholischen Rechttuns liegt aber ganz bestimmt auf der Seitenbahn. Katholisches Leben besteht nämlich in seiner Hauptsache nicht darin, dass wir die zehn Gebote zu halten und auch den Geboten der Kirche treu zu bleiben uns bemühen. Das katholisch Rechte ist ein Leben, das im persönlichsten Verhältnis zu Gott steht, das klar and rein und selbstlos in Christus denkt, urteilt, handelt und wirkt. Ein Leben, das aus der Gnade trinkt und dem die Sakramente wenigstens ebenso wichtige — in Wirklichkeit noch weit wichtigere — Lebensquellen sind als alle politischen, philosophischen, sozialen und technischen Werke aus Menschenhand.

Auch wir sind heute der Ueberzeugung, dass der Altar fürs private, nicht aber so sehr fürs öffentliche Leben da sei. Die päpstlichen Rundschreiben und Ansprachen über soziale Gerechtigkeit, über die Bedingungen eines brot- und segenversprechenden Friedens und über Menschenfreiheit interessieren uns mehr als die zum Kreuz und Opfer verpflichtende Enzyklika vom mystischen Leibe des Herrn. Das Politische und das Soziale sind Leitidee unserer Presse- und Verbandsarbeit, während die Wahrheiten vom mystischen Leibe — und oftmals leider auch die allereinfachsten Schlussfolgerungen daraus — der Kanzel bleiben und "frommen Büchern". Frommen Büchern, für die man im Drange des "katholischen Kampfes" weniger Zeit hat.

So kommt es denn, dass so manche unsere katholischen Worte und Werke nicht allzuviel mit dem heiligen Streite Christi gemeinsam haben. Dass sie, "im Namen des Rechtes" kämpfend, in Leidenschaften hineingeraten, die sie anderswo bekämpfen. Der Nationalismus gewisser unter katholischem Zeichen erscheinender Zeitungen ist NICHT MEHR KATHOLISCH.

So konnte es weiter geschehen, dass unsere Presse und unsere Vereinstätigkeit sich auf das Kämpfen gegen alles Unchristliche in der Welt versteift, während die positive Arbeit am Aufbau des katholisch-christlichen Denkens und Lebens und an der Erziehung zum Mitwirken mit dem einzigen Geist alles Ordnung, mit dem Geist von oben, mehr oder weniger als "Zugabe" behandelt wird. Wohl reden wir auch von diesen Dingen. Die Art und Weise jedoch, wie wir sie in unserer öffentlichen Tätigkeit erwähnen und angreifen, steht nicht im rechten Verhältnis zu unserem Kampfeseifer gegen jene, die uns widersprechen.

Sehr oft wurde uns von Andersgläubigen gesagt, unsere Blätter seien voll von Hindeutungen auf die Fehler anderer, knapp und geizig jedoch am Geben von jenen grossen Ideen des katholischen Glaubens, auf die wir in unserem Kämpfen immer nur hinweisen. Andere, die so glauben wie wir, haben wiederum gemeint uns warnen zu müssen, aus unseren Blättern keine "Gebetbücher" zu machen. Diese Gefahr scheinen sie überall dort zu sehen, wo man, besonders in Leitartikeln, etwas von jenen Gaben des Heiligen Geistes hineinwehen lässt, die wir Frömmigkeit und Furcht Gottes nennen und die nicht in allgemeinen Worten, die aber lebenswarm und persönlich hervortreten.

Katholische Weisheit ist immer den goldenen Mittelweg gegangen. Sie will nicht nur frommes Vertiefen in Gott, sie will auch — ganz dem Meister folgend — den Kampf für Gott in der Welt. Umgekehrt heisst dieser Satz: Sie will nicht nur öffentlich kämpfen, auch ihr ganz lebendiges Verhältnis zu Gott will sie öffentlich üben, bekennen und verbreiten. Denn, wie aller Weisheit Anfang die Furcht Gottes ist, so darf es dem Katholizismus in all' seinem Kämpfen um nichts anderes gehen als um die heilige Furcht um die Reinheit der Ehre Gottes, die zu verherrlichen und zu verkünden der Mensch erschaffen und erlöst wurde.

Von diesem goldenen Mittelweg sind wir abgekommen. Unsere Presse soll Gesinnungspresse sein, nicht Sensationspresse, und unsere Vereinsarbeit Gesinnungsarbeit, nicht Parteiarbeit. Wohl leuchtet aus all' unserer organisierten Emsigkeit in der Welt der Geist katholischer Gesinnung und katholischer Grundsätze. Es tritt dort jedoch meistens nur der Teil unserer katholischen Kultur führend hervor, der der natürlichen Welt bemessen ist. Das Uebernatürliche, das doch der wahre und wirkliche Geist unserer Kutlur ist, steht ziemlich weit von der führenden Stelle entfernt.

Wenn wir der ersten Christen gedenken und ihrer Art, gegen die ihnen und ihren Ideen feindlich gesinnte Welt zu kämpfen, wenn wir uns erinnern, wie die Heiden von ihnen sagten: "Seht, wie die sich lieben, das müssen Christen sein", dann haben wir wohl ziemlich klar vor uns, was hier gemeint ist. Wir erinnern uns auch noch jener Zeit, da wir sprachen — oder anderen nachsprachen —, der Katholizismus Deutschlands wäre imstande gewesen, sich weit erfolgreicher dem Nazismus zu widersetzen, wenn er mehr Nachdruck auf demütige Frömmigkeit als auf seine stolzen Organisationen gelegt, und mehr auf einfache, aber tiefe Gottesliebe gebaut hätte als auf tiefe, komplizierte Philosophie. Heute wiederum sind wir der Ueberzeugung, Deutschlands

einzige Zukunft sei das tieffromme Christentum seiner Gläubigen.

Die Grundsätze beider Meinungen sind richtig — von den Meinungen selbst wollen wir hier nichts sagen. Jedenfalls haben wir diese Grundsätze immer noch und wir richten und rechten nach ihnen. Des Richtens und des Rechtens ist aber doch wirklich genug unter uns. Die allerpraktischsten Schlussfolgerungen aber, die sich aus diesem Richten und Rechten ergeben, sind weniger da.

Immer noch leisten wir katholische Gesinnungsarbeit, das ist wahr. Die ganze katholische Gesinnung mit ihren auf übernatürlichen Leitsätzen gebauten Ansichten und Ueberzeugungen geben wir aber nicht mehr. Es fehlt uns das Gleichgewicht zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen, das in unserem Christentum doch das Wesentliche ist.

Um wiederum einmal nicht missverstanden zu werden, möchten wir hier klar legen, dass uns der Unterschied zwischen katholischer Erbauungspresse und katholischer Nachrichtenpresse wohl bekannt ist. Auch den Unterschied zwischen Gebetsbruderschaft und aktiver katholischer Organisation kennen wir. Wir wollen diese zwei Begriffe nicht vermengen. Wir wollen aber sagen, dass uns der Geist des Ganzen fehlt und dass wir dort, wo wir ausserhalb der katholischen Erbauungspresse und der Gebetsbruderschaften stehen, das Göttliche unseres religiösen Bekenntnisses nicht so betonen, wie wir es dort betonen sollten. Immer noch gilt das Meisterwort: "Ohne Mich könnt ihr nichts tun", und die Geschichte, auch die Geschichte der letzten Jahre, hat uns gelehrt, dass auch der stärkste Katholizismus ohne ein ganz klares und lebendiges übernatürliches Verhältnis zum Herrn nichts erreichen kann noch wird.

Wieviele stolze Geisteskämpfe haben wir nicht schon geführt und gewonnen? Und wie oft mussten wir uns im Anblick der vor uns liegenden Ruinen nicht gestehen, dass wieder einmal ganz von vorne anzufangen ist? Im Laufe der letzten Kriegsjahre wurde des öfteren davon gesprochen, dass diese uns zerquälende Geissel vielen Katholiken der kriegszerrissenen Länder ein Bad der Läuterung sein werde. Dieses Urteil hat herzwenig Wert, wenn wir es nicht auf uns selbst anwenden.

Der Kriegsdonner ist jetzt vorüber. So geläutert, dass alle Welt das Wehen eines neuen, gottesgerechteren Geistes von uns ausgehen verspürte, hat er uns nicht. Wir sind gegenwärtig damit beschäftigt, der Welt jenen Frieden aufbauen zu helfen, den Christus uns gelehrt. So sagen wir wenigstens. Dass dieser Friede aber auf weit tieferen Lebensgesetzen beruht als es z. B. die Grundsätze der Atlantic Charter sind, ja, dass diese Atlantic Charter-Sätze nur die notwendige Vorbedingung sind zur Verwirklichung grösserer, heiligerer und unbedingt notwendiger Dinge, davon haben wir noch wenig gehört.

Der offizielle Katholizismus, der in Presse und Organisationsarbeit vor die Oeffentlichkeit tritt, formt mitweilen Gewissen und Urteil der Katholiken in weit grösserem Masse als Kanzel und Altar es tun. Wir erleben gerade heute die traurige Tatsache, dass mancherorts—wir möchten nicht den Ausdruck "vielerorts" gebrauchen wollen — die Kanzel Christenliebe predigt, während das unter katholischem Zeichen erscheinende, in der Gemeinde verbreitete Blatt gnadenlosesten Nationalhass verbreitet. Und die Leute sind einer Meinung mit ihrer Zeitung. Es ist ihnen ja indirekt genügend eingetrommelt worden, dass Kirche und Welt, dass Altar und öffentliches Leben, dass Gnade und Politik zwei verschiedene Dinge sind, jedes mit seinen eigenen scharf umschriebenen Grenzen.

Wann werden wir erwachen aus dieser erschauernden Katholikennacht? Wann werden wir einsehen, dass es uns um die Ehre des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes geht, nicht um die Ehre unseres eigenen Namens?

Es schrieb jemand dem Schriftleiter: "Lassen Sie sich nicht beirren. Unsere Arbeit ist "die Stimme eines Rufenden in der Wüste". Hier und da hebt ein Schaf den Kopf und schaut sich um, was denn eigentlich los ist. Die meisten fressen ruhig weiter. Aber, wenn niemand zuhört, dann sagen Sie es einfach den Winden. Die tragen es vielleicht irgendwohin, wo es Fuss fasst".

Und so rufen wir denn in die Winde hinaus: Verhärtet eure Herzen nicht. Unser Gott ist lebendig und Seine Gnade ist etwas Wirkliches, etwas Lebendes. Diese Gnade fordert christliche Vertiefung in die Geheimnisse des Göttlichen — eine Vertiefung, die das einzige Gefäss ist, aus dem unsere öffentliche Tätigkeit sprechen darf.

Möge Gott die Winde leiten, auf dass sie hingelangen, wo der heilige Same, den sie mit sich tragen, wartende Erde findet.

Der Schriftleiter.

Der Jugend sieht man manchmal ein Zuviel nach, aber das Beschneiden der Flügel macht Philister, man muss den unsicheren Flug zu lenken verstehen.

Der Gedanke an den Tod
Sei nicht Hemmnis deines Strebens,
Sondern lehre dich die Kunst
Eines vollen, rechten Lebens.

P. Wilhelm Schulte O.M.I.

P. Jos. Schneider O.M.I.

Die Oblatenprovinz von Regina hat wieder eines ihrer Mitglieder verloren. Der letzte, der vor etwa 1½ Jahren aus unserer Mitte schied, war Pater Franz Lutz, ein Mann in der Blüte der Jahre. Nun hat der Tod wieder einen unserer Pionierpriester heimgeholt.

Pater W. Schulte war ein kerniger und stämmiger Sohn des katholischen Westphalenlandes. Das Andenken ans Alte Land verblieb stets lebendig in seiner Seele. Immer wieder tauchte die Heimat seiner Jugend vor seinem Geiste auf und, im Rahmen dieser Heimat, der Ort wo seine Wiege stand, der Schulte-Boehle Hof bei Bochum. Noch vor seinem Hinscheiden sprach er davon und darüber hinaus vom ganzen deutschen Land, dessen trauriges Geschick in jüngster Zeit bei uns allen so tiefe Trauer ausgelöst hat.

Das Jahr 1902 sah des Paters Ankunft in Canada. Seitdem hat er 43 Jahre lang im wilden Westen geschafft und gelitten. Zuerst bei Medicine Hat in Alberta, wo er die erste hl. Messe in der Gegend gelesen hat; später bei Spring Lake und in Edmonton. In der Zeit zwischen 1910-22 beanspruchte der Nordwesten der Ver. Staaten seine Kraft. Schliesslich kam er nach Saskatchewan, um der Josefskolonie (Handel) und dem Prelate Distrikt (Mendham) seine letzte Sorge zu widmen. Mit erstaunlicher Ausdauer hat er all diese Arbeiten erledigt, und so oft er das Beste aus den gottgefüllten Tiefen seiner Brust hervorquellen lies, sei es in der Predigt, sei es in Musik oder Malerei, fühlte man instinktiv, dass man es mit einem wahrhaft begabten Menschen zu tun hatte.

Vor etwa 10 Jahren fing er plötzlich zu kränkeln an. Eines Morgens beim Erwachen fand er sich vom Schlag gerührt. Er kämpfte männlich mit seiner Armseligkeit und sein entschlossener Mut hielt ihn immer wieder aufrecht. Erst im Laufe der letzten zwei Jahre, die er in Leader, Sask., verbrachte, musste er langsam den Dienst am Altare aufgeben, bis ihn der Tod am St. Michaelstag (29. Sept.) erlöste. Im Beisein seiner Ordensbrüder vom Distrikt und aus Regina, sowie des bischöflichen Vertreters von Gravelbourg, hat man ihm in der Prelater Pfarrkirche eine Totenfeier gehalten. Seine sterbliche Hülle wurde dann am 4. Oktober nach Battleford überführt, wo er nun auf dem Seminarfriedhof mit sieben anderen Oblaten der Auferstehung entgegenschläft.

* * *

Es sind genau 5 Monate her, dass der Schreiber dieses Berichtes in der Krankenstube des Verstorbenen die hl. Messe feierte. Gleich hinterher spendete ich ihm die letzte Oelung. Nach Beendigung der hl. Handlung wurde der Kranke auf einmal beredt. In bewegten Worten und in den schönstgewählten Ausdrücken seiner Muttersprache gab er den Gefühlen Ausdruck, die ihn gerade beschäftigten. Es war in der Geschichte des Krieges jener Wendepunkt, der Mussolinis Mittelmeerträume ins Nichts zerrinnen liess. Auch die Naziwehrmacht fing sichtbar zu zerbröckeln an. Beide Ereignisse machten auf unseren Kranken einen tiefen Eindruck. "Wie erbärmlich ist doch alles Erdenstreben", rief er aus. Warum denkt man nicht viel mehr an Christi unsichtbares Reich, das keinen Untergang kennt und an dem alle Pläne der Hölle zerschellen!"

"Und wie arm ist doch das Menschenleben", fuhr er fort, im Rückblick auf seine 73 Jahre. "Wie ein Traum ist es, wie ein Tropfen im Ozean."

Und wie von selber hinüber gleitend in die Ewigkeit, meinte er: "Die zukünftige Welt wird, Gott sei Dank, ganz anders sein. Es wird eine Welt sein, in der Gerechtigkeit wohnt!"

Um diese Kerngedanken wob er seine Betrachtungen in schier unerschöpflicher Fülle. Ich aber lauschte in schweigender Ergriffenheit diesem Erguss seiner tiefbewegten Seele. Ganz still dachte ich mir am Ende: "Mein Freund, wenn **ich** jemals deine Totenpredigt halten sollte, werde ich nicht in Verlegenheit sein. Du selber hast mir heut' den Stoff dazu geliefert."

R.I.P.

S'ist unerhoert

—Clotilde Gräfin Mamming.

1.

Es ist noch früh am Morgen. Ueber den Planksteig, den schmalen Pfad, der von Neuendorf durch die Albachschlucht hinaufführt in das Bergdorf St. Margaret, schreitet ein junger Bursch, der Strasser Peter von Berggaden. Er mag wohl achtundzwanzig Jahre zählen. Seine blauen Augen schauen offen ins Leben, sein gebräuntes, scharfgeschnittenes Gesicht verrät Tatkraft und Energie. Rüstigen Schrittes eilt er voran, trotz der Steilheit des Weges. Man merkt es ihm an, er ist ein Kind der Berge, gewöhnt an diese steinigen, gerade zur Höhe strebenden Pfade. Und in der Kühle des Morgens geht es sich gut. Noch hängen die schweren Tautropfen der Nacht an Gras und Busch und hie und da streicht ein fast herbstlich kalter Windhauch durch die enge Schlucht.

Und doch ist es goldene Sommerszeit; am Tage nach dem grossen St. Peters- und Paulsfest. Um die Zeit strebt viel junges Volk aus dem Tale hinauf in die Bergdörfer, wo nun die Heumahd beginnt, die viel rüstige Arme benötigt. Auch der Strasser Peter von Berggaden ist auf dem Wege zu einem Dienstplatze.

Er hat sich beim Hauser Michl, dem reichen jungen Runggenhofbauer in St. Margaret, als Mäher verdungen. Schon im vorigen Jahre ist er zwei Monate dort gewesen. Und er hat's gut gehabt auf dem Runggenhofe. Einen hohen Lohn, eine vorzügliche Kost und eine gute Behandlung. Zwar letzteres nicht gerade immer. So ganz ohne Dornen ist die Stelle am Runggenhofe nicht. Denn der Hauser Michl ist nicht so, wie er sein müsste. Er ist ein Starrkopf, ein Trinker und Raufbold, der in seinem Rausche gar wild dreinfährt und gross und klein peinigt. Am liebsten wohl sein, Weib, die Resi, die allweil still und traurig ausschaut, dass es ganz zum Erbarmen ist . . . Ja, das leidige Trinken, wieviel Unheil richtet es doch an! Wie schön könnt's sein am Runggenhofe. Lauter Freud und Seligkeit könnt dort herrschen. Aber der Michl verdirbt's mit seinem leidigen Saufen. Er ist fast alleweil auswärts und wenn er daheim ist—dann tobt und poltert er . . . Der Strasser Peter schüttelt den Kopf vor sich hin. O mei', es geht wohl kurios zu in dieser Welt . . . Der, dem alle Schätze in den Schoss gefallen sind, der freut sich ihrer nicht, der vergeudet sein Gut und frevelt gegen den Herrgott, . . und derweil müssen die Braven, Tüchtigen sich schinden und plagen und froh sein um jeden roten Heller, den sie sich im Schweisse ihres Angesichtes verdienen. Wie zum Beispiel er, der Strasser Peter von Berggaden. Er ist ganz armer Leute Kind und hat schon früh die Not des Lebens kennen gelernt. Schon als zehnjähriges Bübl hat er seinen ersten Dienstplatz bezogen und viel böse Worte hören und harte Behandlung erleiden müssen. Später ist er dann als Arbeiter herumgezogen, im Winter in den Wäldern tätig, im Sommer auf Wies und Feld. Und Müh und Plag gab's überall.

Der Strasser Peter hält einen Augenblick im Gehen inne. Er schaut zurück. Tief unter ihm liegt nun das Tal, vergoldet von den ersten Strahlen der Sonne. Wie in einem Rahmen von grünen Blätterwerk liegt Neuendorf da. Das Kirchlein reckt

DER ERNTEKRANZ

Nun legt Spätsommersonnenglanz
Ums Erdenland den Erntekranz,
Es strich der Wind durch's Aehrenfeld
Als wär' er zur wogenden See bestellt.
Und in die weiche Stoppelflur
Grub tief der Wagenräder Spur.
Und Baum und Strauch und Wiesengrund
Gaben die Zeit der Reife kund.
Drum bringen wir zum Dankaltar
Den Erntekranz Dem,
Der da bleibt und war:
Ehre sei Gott in der Höhe.

Fuchs.

seinen hohen, schlanken Turm in die Höhe und das mächtige Kreuz auf seiner Spitze schimmert und funkelt. Jetzt schwebt ein Glockenton durch die Luft, leise und melodisch . . . Man läutet den Engel des Herrn drunten im Tal. Der Strasser Peter entblösst sein Haupt. Seine Hände falten sich zum Gebet. Und um ihn singen die Vöglein und stimmen ein in das Gotteslob, das durch der Glocken Mund erklingt. Dem Strasser Peter gibt's einen Ruck. Wie mit einem Schlage ist alle Unlust verflogen. Der Ton des Aveglöckleins hat die bösen Geister der Unzufriendenheit in seiner Brust gebannt. Er fühlt sich wieder frischer und froher. "Bin ich net gesund?" fährt's ihm durch den Sinn. "Und das ist doch die Hauptsach. Wenn das Aug klar ist und der Leib gesund, dann ist das Arbeiten eine Freud. Nur mutig voran . . ."

Eine Stunde mag er gegangen sein. Immer näher treten nun die Felsen zusammen, immer enger wird die Schlucht. Nun heisst's den Kamm passieren. Das ist bei hellem Tage kein Kunststück, und der Strasser Peter kennt sich wohl aus. Vorsichtig setzt er Fuss um Fuss auf den nackten Felsenpfad. Plötzlich jedoch hält er im Gehen inne. Sein Blick wird starr. Etwa fünf Meter unterhalb des Weges hat er eine menschliche Gestalt erspäht. Ein Mann ist's, der dort regungslos liegt, das Angesicht auf dem steinigen Boden, die Arme weit von sich gestreckt. "Hallo!" ruft der Peter mit kräftiger Stimme, dass es mächtig widerhallt von den Felsen. Keine Antwort. Erregt klettert der Bursche den steilen Abhang herab. Er nähert sich der Gestalt, er beugt sich nieder, erfasst die Hand. Sie ist kalt und starr. Dem Burschen schaudert's. Vorsichtig wendet er den Kopf des Unglücklichen in die Höhe. Ein blutiges und entstelltes Antlitz zeigt sich ihm, qualverzerrte Züge — und doch, der Peter erkennt's und fährt zurück. Ein Schrei kommt über seine Lippen. Um Gotteswillen, der, der da liegt in seinem Blute, ist ja der Hauser Michl, der Runggenhofbauer, sein Dienstherr! . . . Einen Augenblick ist der Bursche wie versteinert. Dann rafft er sich auf. "Herr, gib ihm die ewige Ruhe!" murmelt er vor sich hin. Er kennt sich aus. Es ist keine Hoffnung mehr. Das Leben ist entflohen, schon seit Stunden. Der Unglückliche hat bei dem tiefen Fall das Genick gebrochen. Aber wie ist es geschehen? Wie? Sinnend blickt der Strasser Peter auf den Toten. Doch nicht lange steht er so. Jetzt heisst's hinaufeilen nach St. Margaret, die Trauerbotschaft zu überbringen . . .

Eine halbe Stunde später herrscht die grösste Erregung auf dem Runggenhofe. Die Dienstboten hasten umher, kopflos stürzt alles durcheinander bei der Schreckensbotschaft. Auch Resi, die Bäuerin, gerät völlig aus der Fassung. Stumm, hilflos wie ein Kind steht sie da. Sie bringt kein Wort über die Lippen. Nur der Peter bleibt

ruhig. Er befiehlt, er bringt Ordnung in die erregte Schar. Umsichtig besorgt er das Nötige, eilt zum Vorsteher, den Unglücksfall anzumelden, und schliesst sich dann den Männern an, die hinabsteigen, die Leiche des Runggenhofbauern zu bergen. — —

Dieweil steht die Resi starr am Fenster der Wohnstube. Ein Nebel liegt vor ihren Augen, wachsbleich ist ihr Gesicht. "Tot! Der Michl tot!" Ach sie hat ihn ja nicht geliebt, ihn nur auf Befehl ihres Vaters geheiratet. Sie hat viel gelitten durch ihn, manch bittere Stunde an seiner Seite verlebt — und doch, jetzt steht sie erschüttert, tief ergriffen da . . . Er war doch ihr Gatte, der Vater ihres Kindes! . . Ach, hatte sie ihm nicht gestern noch ins Gewissen geredet, ihn gebeten, daheim zu bleiben? Doch der Michl hatte höhnisch geantwortet: "Dass ich nit lach! . . . Ich daheim bleiben? Ich brauch mei' Gaudi. Heut geht's hoch her in Neuendorf, da darf ich nit fehlen."

"Aber geh zum mindesten nit über den Planksteig, Michl!" hatte sie ihm gesagt. Sie wusste, er hatte ja bereits am Morgen ein Glasl zuviel getrunken, er war schon nimmer ganz klar im Kopfe. Doch der Michl liess sich nichts dreinreden. "Bist recht gescheit, Weib?" war seine grobe Antwort gewesen. "Ich geh den kürzesten Weg, das ist alleweil das Beste."

Und dieser kürzeste Weg hatte ihn in den Tod geführt. Jäh, unvorgesehen ist er gerufen worden vor Gottes Richterstuhl. Die Resi zittert, wenn sie an seine Seele denkt. Sie sinkt nieder auf einen Sessel und bedeckt das Gesicht mit beiden Händen.

Eine ganze, lange Weile sitzt sie so und betet für die Seelenruhe ihres Mannes ein inbrünstiges Gebet . . . Durch das offene Fenster dringt das Gesumme der Bienen. Das Glockengeläute der Herden fern am Waldessaum schlägt an ihr Ohr, und der Morgenwind fährt durch die noch grünen, üppigen Saatfelder.

"Mein Gott und die Wirtschaft!" stöhnt die Resi auf. "Wie wird es weitergehen?" Sie steht nun ganz allein mitten in der ärgsten Arbeitszeit! Der langjährige, treue Fütterer, der sich so trefflich auskannte, hat erst vor einigen Wochen wegen eines Zerwürfnisses mit dem Michl den Runggenhof verlassen. Jetzt sind nur junge, unzuverlässige Leute auf dem Hof — und sie ist so schwach und hilflos. Sie fühlt sich der Lage nicht gewachsen. Was soll sie tun? Ihr Mann hatte nur einen Verwandten, den alten Lehrer Riedl in der Stadt drinnen, und von den ihren ruhen fast alle im Grabe! . . . Wer soll ihr helfen? Völlig verzagt und kleinmütig schaut die Frau vor sich hin. Da zerrt ein Kinderhändlein an ihrem Arm, ein blaues Kinderauge sucht das ihre. Ihr kleiner, siebenjähriger Bub steht vor ihr und schaut sie an mit grossen, fragenden Augen. "Hansele, Du?" sagt die Resi und der Anblick des Kindes gibt ihr ihre

Fassung zurück. Ihr Einziges! .. Ihr obliegt nun voll und ganz die Sorge um den Sohn. Um den Erben des Runggenhofes, des grossen, stattlichen Besitzes! Sie darf nicht kleinmütig sein, nein, sie darf nicht. Sie muss für ihr Kind arbeiten. Gott wird ihr einen Helfer, ein Stütze senden.

* * *

Und die Runggenhofbäuerin hat sich nicht getäuscht. Schon nach einigen Tagen sieht sie, dass der Herrgott ihr in ihrer Not wirklich einen Helfer gesandt. Und das ist der junge Mäher, der Strasser Peter, der die Unglücksbotschaft ins Haus gebracht, der an jenem Unglückstage durch seine Besonnenheit die Ordnung auf dem Hofe wieder hergestellt.

Auch jetzt, wo der Runggenhofbauer auf dem Friedhof zur letzten Ruhe gebettet ist und das Leben wieder seinen gewöhnlichen Gang nimmt, erweist sich der Peter als der ernste, tatkräftige Beistand. Er hilft, wo er kann, er springt ein, noch ehe die Bäuerin ihn darum bittet. Allüberall schaut er nach dem Rechten. Auf Feld und Flur und im Stall. Und er versteht's, mit den Leuten umzugehen, der Peter. Die andern Dienstboten folgen ihm gern, denn sie fühlen seinen überlegenen Geist, seine ordnende Hand.

"Das G'scheiteste wär wohl, Resi, Du tätest den Peter als Schaffer auf dem Hof behalten," meinst Hansis Vormund, der alte Lehrer Riedl. Die Resi ist es zufrieden. Wo könnt sie einen zuverlässigeren Menschen, einen fleissigeren Schaffer finden, als den Peter Strasser. Sie fühlt, die grosse, ausgedehnte Wirtschaft ist geborgen in seiner Hand.

Und der Peter lässt sich nicht lang bitten. Er ist glücklich. Er fühlt sich in seinem Element. Ja, das passt ihm, dies Leben! Nicht nur Arbeiter sein, Handlanger, der maschinengleich sein Tagwerk verrichtet, sondern selbst denken, leiten, anschaffen. Das ist's, was er sich stets gewünscht. Alles geht wie am Schnürl; noch nie herrschte am Runggenhofe eine solche Ordnung und Pünktlichkeit . . .

2.

Fast zwei Jahre sind vergangen. Auf den Berghalden von Sankt Margaret schwindet das letzte Restlein schimmernden Schnees unter den wärmenden Strahlen der Sonne. Und frühlingsverkündend rinnen allenthalben plätschernde Bächlein zu Tal. Sie hüpfen über Weg und Steg wie die fröhlichen, sorglosen Kinder des Dorfes, die nach des langen Winters Kälte und Eis wiederum die Wiesen und Plätze beleben.

Am Dorfbrunnen mitten im Sonnenschein aber stehen die Weiber, stecken die Köpfe zusammen und ratschen.

Und heut — neun Tage nach dem hohen Osterfest — ist das Geplausch ein ganz besonders eifriges. Eine solche Neuigkeit gibt's auch nicht alle Tage. Das ganze Dorf ist in Aufregung. Und wahr ist's, jetzt gibt's kein Zweifeln mehr. Die Hauser Resi, die Runggenhofbäuerin, heiratet ihren Schaffer, den Strasser Peter! Gestern hat es der Herr Pfarrer von der Kanzel verkündet, dass der Jüngling Peter Strasser und die Witfrau Theresia Hauser, geborene Lechbauer, sich zum heiligen Sakrament der Ehe versprochen haben — "Was ihm nit einfallt, dem Strasser Peter!" meint die Mesner Rosl, mit verächtlicher Stimme. "Ein junger, schneidiger Bursch, wie er ist, und heiratet eine Wittib, die wohl um drei, vier Jahrln älter ist wie er! . . ."

"Aber er ist ein bettelarmer Bub und sie eine reiche Bäuerin," wirft ihre Schwester, die Burgi ein.

"Red 'nit so dumm daher, Madl!" mischt sich nun eine fette, ältliche Stimme in das Gespräch. Es ist die Stimme der Sonnenwirtin. "Du verstehst einen Schmarrn von der ganzen Sach. Die Res' soll eine reiche Bäuerin sein? Nit einen roten Dreier nennt sie ihr eigen. Das weiss ich am besten, wo ich aus demselbigen Dorf bin wie sie. Der Hof gehört doch dem Buben, dem Hansi."

"Ja, mei', der Hansi ist ja noch ein kloan's Bübl, da hat der Strasser Peter wohl noch etliche Jahrln Zeit, den reichen Bauer zu spielen. Und wenn der Hansi sterben tät, dann erbt die Resi

---

Dich Gott loben wir!
Dich Herr bekennen wir!
Dir rufen alle Engel zu!
Heilig! Heilig! Heilig!
Dich lobt der ruhmreiche Chor der Apostel!
Dich preist die lobenswerte Schar der Propheten!
Dich rühmt das glänzende Heer der Martyrer!
Du, Christus, bist der König der Herrlichkeit!
Du hast, nachdem du den Stachel des Todes überwunden,
für die Gläubigen das Himmelreich geöffnet!
In der Herrlichkeit des Vaters!
Darum bitten wir dich, komme deinen Dienern zu Hilfe!
Jeden Tag loben wir dich!
Erbarme dich unser, Herr erbarme dich unser!

den schönen Hof, das weiss ich bestimmt," lässt sich wieder die Burgi vernehmen.

"Und das würd' ihm recht sein, dem hergelaufenen Mannsbild," ruft eine andere der Anwesenden dazwischen. "O der Strasser Peter ist ein ganz Schlauer, ein ganz Geriebener! Er hat's verstanden, sich einzuschmeicheln bei der Res'. Bäuerin hier, Bäuerin da . . .

"Aber er ist auch ein tüchtiger, ordentlicher Mensch," sagt begütigend ein altes Mütterlein. "Die Resi verdankt ihm viel. Sie hat Schweres durchgemacht, die arme Haut. Ich meine, es ist ein rechtes Glück für sie, diese Heirat. Und fürs Bübl wohl auch."

"Fürs Bübl auch?" Es ist wieder die Sonnenwirtin, die ihre gewichtige Stimme ertönen lässt. "Da täuscht Dich, Roflermutter, mein 'ich. Das ist alleweil a böse Sache: Stiefvater und Stiefsohn. Und insonderheit in dem Fall. Wenn der Hansi einmal grossjährig ist, weisst, in zwölf Jahren, dann muss der Peter ihm alles übergeben. Meinst, das wird dem Peter leicht sein, der gar so herrisch ist? Und der Gedanke daran wird die Liebe zu dem Buben nit fördern. Und, wenn der Hans auch nur ein wenig geerbt hat von dem Starrsinn und dem Stolz von seinem Vater, dann kann's bös werden."

"Da magst schon recht haben, Sonnenwirtin," nickten die Weiber in der Runde . . . Eine jede sieht schon im Geiste Kampf und Streit am Runggenhofe. Und das Gerede wird immer lebhafter. Laut wird das Geplätscher des Brunnens übertönt.

— — — — — — — — —

Im Runggenhofe sitzt währenddessen die Theres bei ihrer Arbeit. Die früher so blasse, abgehärmte Frau ist nicht wieder zu kennen. Sie ist um Jahre verjüngt. Ein spätes Glück ist ihr erblüht. Ihr Herz, das sie längst gestorben geglaubt, ist plötzlich erwacht. Mit Schrekken ist sie es gewahr geworden, dass es für ihren Schaffer schlug. Sie hat sich bittere Vorwürfe gemacht, sie hat das Gefühl zu ersticken versucht, es sorgsam verborgen geglaubt in tiefster Brust. Aber dem Peter ist es nicht verborgen geblieben. Und es hat ihm den Mut gegeben, mit der grossen Frage vor die Resi zu treten. Denn auch er hat eine aufrichtige Zuneigung gefasst zu der stillen Frau, die er einst hat leiden sehen an der Seite eines rohen Mannes. Freilich auch die grossen Vorteile dieser Verbindung hat der Peter dabei ins Auge gefasst. Aber die Resi denkt in ihrer Harmlosigkeit nicht daran. Sie hegt eine grenzenlose Verehrung für den Peter. Sie sieht in ihm nur den edlen, uneigennützigen Menschen, der sich ihrer und ihres Kindes angenommen. Ihre Liebe zu ihm wächst mit jedem neuen Tag. . . Still sitzt sie oft und träumt wie ein Mägdelein der kommenden glücklichen Zeit entgegen. Die rosigsten Bilder ziehen vor ihrem Geiste vorüber —. Doch seltsam, dann geschieht es manchmal, dass sich auf diese schönen Zukunftsgemälde ein Schatten legt, ein dunkler Schatten, der Gedanke an ihr Kind . . Warum wohl? Ist nicht der Hansi glücklich zu preisen, einen so vorzüglichen Stiefvater zu erhalten? Hat nicht der Peter ihr versprochen, sich des Knaben anzunehmen mit aller Liebe? Ach ja, Trugbilder ihrer Einbildungskraft sind's, die sie quälen . . .

So beruhigt sich die Resi immer wieder.

Die Wochen vergehen. Der Hochzeitstag bricht an ... Es ist ein stilles Fest. Die Resi hat es so gewünscht und der Peter hat sich ihrem Willen gefügt. Aber sein Gesicht strahlt, stolz zieht er ein im Runggenhofe. Er, der arme Berggadener Bursch, der arbeitsuchend durchs Land gezogen ist, der sich mühsam sein tägliches Brot verdient hat, ist nun Bauer auf einem der schönsten Anwesen in der ganzen Gegend. Und das bravste, fügsamste, sanfteste Weib weit und breit nennt er sein eigen. Und ein Weib, das ihn liebt, das jeden Wunsch von seinen Augen abliest. Er hat's gut getroffen, sehr gut! . . .

Nur einen Haken hat die Sache . . . Der kleine Bub, der dort im Festtagsgewand steht, dessen Augen so seltsam auf ihn gerichtet sind, der erinnert ihn daran, dass der Tag kommen wird — wo er zurücktreten muss. Wo er diesen Hof wird verlassen und alles in die Hände dieses Knaben wird legen müssen. Dem Peter schwindelt's, wenn er daran denkt. Schon oft hat dieser Ge-

ERNTEDANK

Danket dem Schöpfer und preist den Erhalter
Dessen Barmherzigkeit immer noch neu,
Rühret die Harfe und spielet den Psalter,
Schmecket und sehet, wie freundlich er sei;
Ziert die Altäre und bringt Ihm zur Ehre
Liebliche Opfer des Lobes herbei.

Gerok.

danke in der letzten Zeit ihn bedrückt, aber noch nie hat er ihn so gepackt, wie gerade heute. Allerhand dunkle Wünsche wollen sich in seinem Innern regen. Doch dann schämt er sich dessen. Ein Blick in seines Weibes Auge bringt ihn zur Besinnung. Er weiss, was er ihr versprochen: "Dein Kind ist mein Kind!" . . .

3.

Zehn Jahre sind verflossen seit Peters und Resis Hochzeitstage. Zehn lange Jahre . . . Es hat sich in dieser Zeit viel verändert auf dem Runggenhof, innerlich und äusserlich.

Vielstimmiges, frohes Kinderlachen und Kindersingen schallt nun durch Haus und Hof. Drei gesunde, frische Buben sind Peters und Resis Ehebunde entsprossen. Sie wachsen heran und gedeihen und freuen sich ihres Lebens. Ihre sorglose Heiterkeit ist wie der Sonnenstrahl, der über einen schwarzen, gewitterschwangeren Julihimmel huscht.

Denn es herrscht eine gewitterschwüle Luft am Runggenhofe. Die Leute im Dorf wissen allerhand zu erzählen.

"Hab' ich nicht recht gehabt?" sagt die Sonnenwirtin, die nun so umfangreich geworden ist, dass sie gar nimmer gehen kann, sondern Tag für Tag gemächlich im Lehnstuhle verbringt. "Hab' ich es nit vorhergesagt? Der Peter wird alleweil herrischer und macht, als wenn alles sein Sach' wär. Er versteht's nit mit dem Buab'n. Und der hat das wilde Blut seines Vaters geerbt und lasst sich nichts sagen von seinem Stiefvater . . . "Mei', die arme Resi dauert mich! . . . Die hat's schwer."

Ja, die Resibäuerin hat's schwer. Gar oft fliesst eine heimliche Träne aus ihren Augen. Wenn auch zwischen dem Peter und ihr ein gutes Verhältnis besteht, so gestaltet sich ihr doch ein jeder Tag zu einem Kreuzweg . . . Dass ihr kleiner Hans sich zu solch einem störrischen, widerspenstischen Buben entwickeln würde, das hätte sie nicht geahnt! Hat sie ihn nicht mit aller Sorgfalt erzogen? — Er hat eben viel vom Charakter seines Vaters geerbt, aber — die Resi muss es schweren Herzens zugeben — auch der Peter trägt ein gut Teil Schuld. Er hat das Wort längst vergessen, das er der Resi gegeben: "Dein Kind wird mein Kind sein!" Er hat ihn lieblos behandelt, ihn zur Seite geschoben, ihn nicht beachtet. Und wenn die Resi ihm sanft Vorstellungen darüber gemacht, dann ist er leicht darüber hinweggegangen. Er hat allzuviel seine Geschäfte im Kopf. Die nehmen ihn ganz in Anspruch. . . Und darüber vergisst er alles andere, ja beinahe auch auf den Herrgott. Schmerzlich fühlt es die Resi, wie er sich verändert hat . . .

Sie redet oft ernstlich mit dem Sohn, dessen grollerfülltes Wesen sie täglich mehr ängstigt. Aber er hat kein Einsehen. "Ich fühl's wohl, Mutter, der Vater möcht' mich abschütteln wie man eine lästige Fliege abschüttelt. Aber wart' nur, wie es ihm ergehen wird, wenn ich einmal der Herr auf dem Hofe bin. Ich zahl's ihm heim!" So antwortet er dann.

"Hans, ich bitte Dich!" ruft die Resi im höchsten Schreck. "Red' nit so! Der Vater meint's nit schlecht mit Dir!" . . .

Doch all ihr Zureden ist vergebens, ihre Ermahnungen verhallen umsonst. Von Tag zu Tag wird das Verhältnis zwischen Vater und Sohn unhaltbarer. Die Resi betet und fleht zum Himmel um Hilfe, ja eines Tages greift sie zum Pilgerstabe und wanderte über Berg und Tal hinüber nach Maria Weissenstein, dem berühmten Wallfahrtsorte am Fusse des in einsamer Grösse emporragenden Felskegels, des Weisshorn. Dort, — vor Marias Gnadenbilde — legt sie all ihre Kümmernisse, ihre Angst um den Sohn, ihre Sorge um den Peter nieder. Und viel ruhiger, gestärkt, voll guter Hoffnung kehrt sie heim.

Doch gleich bei ihrer Heimkehr wird ihr ein bitterer Kelch gereicht. Der Peter kommt ihr entgegen in grosser Erregung. Sein Gesicht glüht vor Zorn. So erzürnt hat ihn die Resi noch nie gesehen. "Was hat's denn gegeben, Peter?" fragt sie angstvoll. Und eine böse Ahnung sagt ihr: sein Grimm gilt dem Hans! Und sie hat recht erraten. Es war zu einem argen Wortwechsel gekommen zwischen Vater und Sohn. Wegen einer geringfügigen Kleinigkeit, eines vielleicht in barschem Tone erteilten väterlichen Befehls. Da war der Hans aufgefahren wie eine Viper. Der Groll, der ihn innerlich verzehrte, war nun offen zum Ausbruch gekommen. Böse Worte waren gefallen und der ganze Hof hatte dieselben gehört. Keuchend berichtet der Peter das soeben Erlebte seinem Weibe.

Die Resi erbleicht . . .

Noch eben umwehte sie heilige Friedensluft und nun steht sie wiederum mitten im Kampfe. Fast will ein Gefühl der Schwäche sie überkommen. Hat Maria ihr inniges Gebet nicht gehört? . . .

"Wo ist der Hans?" fragt sie dann tonlos. "Ich muss mit ihm reden."

"Auf und davon ist er,der störrische Bub, wie ein Rasender. Ich weiss nit, wo er sich umtreibt." —

Betrübt schleicht die Resi ins Haus. Ihre drei Büblein umringen sie freudig. Doch ihr kindliches Lachen und Geplauder tat ihr heut weh. Ihr Herz blutet . .

"Mutter der Gnade, bin ich umsonst zu Deinen Füssen geeilt? Hast mich ganz verlassen?" So schreit es in ihrem Innern.

So vergeht ein Tag, zwei Tage, der Hans lässt sich nicht blicken. Er schweift oben in den dunklen Wäldern am Lagser Ioch umher, mit seiner Büchse auf dem Rükken. Das Weidwerk ist ja seine Freud'. Hirtenbuben haben ihn dort gesehen und der Resi die Nachricht gebracht. "Er soll nur sein Mütlein kühlen dort oben, vielleicht kommt er gescheiter wieder zu Tal," meinte der Peter, dessen Aerger noch nicht verflogen ist. Und die Bäuerin sagt: "Das gebe Gott! . . ."

4.

Es ist am Nachmittage von Mariä Geburt. Ein wunderschöner, sommerlich warmer Herbsttag. Gleich nach Mittag steigt der Peter auf die Horner Alm hinauf. Das Jungvieh des Runggenhofes befindet sich den Sommer über auf dieser luftigen Höhe, und heut früh ist in aller Eile ein Bübel der Sennerin zu ihm gekommen mit der Nachricht, dass einige Stück Vieh erkrankt seien. Da hat sich denn der Peter lieber gleich auf den Weg gemacht. Es ist weit bis zur Horner Alm hinauf. Ohne viel zu rasten, stapft der Peter voran. Der dunkle Waldrand liegt bereits unter ihm, die öden Berghalden sind überschritten, jetzt setzt sein Fuss über endlose Geröllfelder, über wild zerklüftetes Gestein. Die Sonne glitzert und flimmert auf den Felsen, es ist ungewöhnlich schwül. Der Peter wischt sich den Schweiss von der Stirne. Kein Berglüftlein erfrischt ihn. Er fühlt sich innerlich seltsam beklommen, und verärgerter, erhitzter als all die letzten Tage, die ihm genug Unannehmlichkeiten gebracht .. Wie wird das ausgehen mit dem Hans? fragt er sich immer wieder. Des Buben Schimpfworte klingen ihm noch in den Ohren und seine geheimen Drohungen hat er wohl verstanden. Nichts als Verdruss hat ihm der Hans bereitet! Nichts als Aerger . . . Wenn der nicht wäre, ja dann liess es sich leben, dann wohl . . .

Endlich ist der Peter oben auf der Alm, deren grüne Wiesenflächen sich weithin ausdehnen. Die Angelegenheit oben ist bald erledigt. Es ist keine ernste Sache, die Tiere befinden sich bereits auf dem Wege der Besserung. Beruhigt steigt der Peter wieder zu Tal. Noch brennt die Sonne am tiefblauen Himmel, noch durchzieht kein belebender Hauch die drückende Luft. Der Peter ist bereits ein Viertelstündlein gegangen, als plötzlich ein fernes, dumpfes Donnerrollen an sein Ohr dringt. Tief im Westen steigt wie ein Zauberberg ein dunkles, unheimliches Wolkengebilde herauf. "Hab ich's mir doch gedacht!" sagt der Peter halblaut vor sich hin. "Die Hitz, die stickige Luft! Ein Wetter ist im Anzuge. Das Beste ist, ich gehe über die Halseckschlucht hinab. Ein wenig ein unkommoder Weg ist's, aber der kürzeste."

Es ist wahrlich ein "unkommoder Weg", den er jetzt einschlägt. Fast senkrecht führt er in die Tiefe. Ringsum türmen sich gigantische Felsgebilde und ragen schweigsam ins Himmelblau. Ein Bergvogel schwingt seine Kreise, lautlos, majestätisch, hoch in der sonnenflimmernden Luft. Sonst Stille, tiefe, tiefe Einsamkeit. Selten betritt ein Wanderer diesen Weg. Nur kühne Jäger, waghalsige Bergsteiger wagen sich in die Schauerlichkeit dieser Schlucht. Da ist's dem Peter plötzlich, als vernähme er einen Laut. Wie ein Hilferuf klingt's durch die Schwere der Luft. Woher kam er? Ihm ist's, als töne er herüber von jenseits der Schlucht. Sollte ein Mensch dort einsam in Lebensgefahr sein? Ohne sich zu besinnen, klettert der Peter behend jener Stelle zu. Es ist eine schwere Arbeit. Aber es gelingt ihm. Von der Höhe eines überhängenden Felsens schaut er in eine schmale Kluft. Sie ist nicht sehr tief, aber — barmherziger Gott, was muss er erblicken? Wahrhaftig, der Hans ist's, der elend zerschunden, blutend und stöhnen dort unten liegt in dieser furchtbaren Wildnis. Wahrscheinlich ist er ausgeglitten und hat nun auch innere Verletzungen davongetragen bei dem tiefen Fall. Er scheint nicht mehr die Kraft zu haben, den Kopf zu heben . . . Mit eigentümlich gläsernen Augen schaut der Peter auf seinen Stiefsohn hinab. In seinem Gesicht zeigt sich kein Mitleid. Im Gegenteil. Da liegt er nun, der Hans, dessen Starrsinn ihn erbittert, der ihn vor allen Dienstboten wutverzerrt arge Schimpfworte ins Gesicht geschleudert — hilflos und dem Tode geweiht, wenn er nicht hinabklettert ,ihn zu retten . . . Der Erbe des Runggenhofes dem Tode geweiht! Derjenige, der ihn und seine Familie in nicht allzuferner Zeit auf die Strasse setzen kann, wenn er will. Und er wird wollen . . .

"Lass ihn dort liegen, lass ihn sterben und verderben!" Wer ist's, der dem Peter heimlich, ganz heimlich diese Worte ins Ohr flüstert? Fast erschrocken wendet er sich um; Schweigen der Einsamkeit, Schweigen der Wildnis ringsum. Auch das Stöhnen des Verletzten hat aufgehört . . .

"Keiner würde es erfahren, keiner Dich verraten, die Berge schweigen und der Klüfte dunkler Mund ist stumm!"

Dem Peter ist's, er weiss nicht wie. Er wehrt sich nicht mehr gegen die Stimme, die ihn im Innern aufstachelt zur heimlichen, entsetzlichen Sünde. "Wa-

rum nicht?" fragt er sich. "Dann hätt' die ganze Plag mit dem Buben ein End'. Er quält mich, er quält seine Mutter. Heute ereilt ihn die Strafe, die er verdient. Und ich bin dann der Herr auf dem Runggenhofe!" Fast wie Triumph zieht es durch seine Seele . . . Geräuschlos verlässt er seinen Posten. Er gleitet weiter den Berg hinab, so eilig, so sicher wie noch nie in seinem Leben. Es ist, als helfe ihm eine geheimnisvolle Macht. Schon ist er am Ausgange der Schlucht angelangt, die auf ein weites Geröllfeld landet. Da zerreisst von neuem ein jammernder Hilferuf die Luft. Dem Peter wirbelts im Kopf . . . Aber er rast weiter, heimwärts. Frei liegt nun der weite Horizont vor seinem Blick. Und er sieht, wie die finstere Wolkenmasse unheimlich schnell heranzieht, wie sie fast den ganzen Himmel bedeckt. Jetzt fährt ein Blitz durch das Gewölk, ein dumpfes Grollen folgt, das in den wilden Schrofen und Felsen ringsum ein dumpfes Echo findet. Und fast gleichzeitig erwacht der Wind. Im Verlaufe von nur wenigen Sekunden schwillt er an zum Sturm, zum wilden Orkan. Ein banges Zittern geht durch die einsame Bergwelt. Die verkrüppelten Föhren, die hie und da aus dem Gestein aufwachsen, ächzen und stöhnen laut und neigen sich tief zur Erde. Der Peter rast weiter, unaufhaltsam. Tiefer drunten, wo der Hochwald beginnt, weiss er ein Waldarbeiterhüttlein. Dort will er Schutz suchen. Eben fallen die ersten schweren Regentropfen zu Boden, als er es erreicht. Erschöpft lässt er sich auf einen Holzblock nieder. Draussen stürmt und wettert es erschrecklich, unaufhörlich fallen Aeste der hohen Bäume krachend zu Boden. Grelle Blitze leuchten auf, finster rollt der Donner . . . Peters Atem geht schwer. Er schaut sich um in der kleinen Hütte . . . Rohgezimmert sind die Wände, ein einziges Fensterlein erhellt den Raum. Und diesem Fensterlein gegenüber hängt in schlichtem Holzrahmen ein Bild der Gottesmutter. Der einzige Schmuck der armen Hütte! Ein rührendes Zeichen der innigkindlichen Frömmigkeit der armen Waldarbeiter, die hier gehaust. Mild, voll Muttergüte und Erbarmen schauen der Jungfrau Augen auf den Peter herab. Und dieser wendet sich ab . . . Es durchzuckt ihn seltsam . . . Er fühlt sich unruhig werden . . . Ach, nur nicht denken, nicht zurückdenken, nur voran, jetzt beginnt für ihn ein neues Leben! . . .

. . . Wie finster es im Hüttlein wird! Immer ärger tobt das Wetter da draussen. Doch horch! Der Peter richtet sich auf . . . Durch das Geheul des Sturmes hört er ein Glöcklein läuten . . . Das Glöcklein vom St. Margarets Kirchlein. Es ruft zum Himmel um Bewahrung vor Blitzschlag, Hagel und drohender Wassersgefahr. Der Peter kennt das Glöcklein wohl, er kennt es seit Jahren. Aber warum hat es heute für ihn einen so fremden Klang? Warum erinnert es ihn plötzlich an einen längst vergangenen Tag, der für ihn der Wendepunkt in seinem Leben geworden war? Da er als junger, bettelarmer Bursch über den Planksteig daherschritt und aus dem Tale herauf der Ton der Aveglocke erklang! Jener Tag steht nun deutlich vor ihm . . .

Er erinnert sich jeder Seelenstimmung an jenem Morgen . . . Wie der Glockenton ihn erhoben und gestärkt . . . Ach damals war er noch einfach-frommen Sinnes. Und heute? . . . Dunkel steht diese Frage vor ihm auf . . . Er weicht ihr aus, er sucht mit Gewalt seine Gedanken auf eine andere Bahn zu bringen . . . . Vergebens . . . Deutlich treten wieder die Bilder der Vergangenheit vor seine Seele. Er sieht ihn wieder, den toten Runggenhofbauer, wie er ihn an jenem Morgen gesehen. Und lag er nicht damals in derselben Stellung wie heute — der Hans . . . Aber der Hans lebte noch und rief um Hilfe . . . Und er hat ihn grausam verlassen . . .

Der Peter erhebt sich, es fröstelt ihn. Er fühlt sich elend, aber noch kämpft er gegen die Gnade . . . Der Böse hält ihn fest.

Leise tönt St. Margarets Glöcklein hinauf. Das Toben des Unwetters will nicht nachlassen.

Da zuckt wieder ein rötlich schimmernder Blitz durch das finstere Gewölk und während einer Sekunde ist die kleine Hütte fast taghell erleuchtet. Das Bild der Gnadenmutter erstrahlt licht . . . Dem Peter ist's, als sähe er die Gebenedeite auf sich zukommen, als höre er ihre himmlische Stimme ihn fragen: "Peter, was hast Du getan? Willst Du der Mörder Deines Sohnes werden? . . . Kehr um, Peter, noch ist es Zeit! . . .!"

Da verschliesst der Peter nicht länger mehr sein Herz. Helles Licht dring herein . . . . Ein Schauder vor sich selbst ergreift ihn . . . O Gott, was hat er getan! Auf welchen Weg ist er geraten! . . .

Er stürmt hinaus in die grausige Wetternacht. Er kennt ja jeden Weg und Steg dort oben — er muss hinauf, den Hans zu retten . . . wieder gut zu machen, was er gefehlt.

— — — — — — — — —

Betend hat die Resi an diesem Abend die langen, bangen Stunden verbracht. Sie hat gezittert um Gatten und Sohn. Werden sie wohl beide ein schützendes Dach aufgesucht haben? Wenn sie sich treffen würden dort oben? Wenn sie versöhnt zurückkehrten! O wäre das schön! "Himmelmutter, ich bitte Dich, schick sie mir mitsammen heim! Hör mein Flehen, lenke ihre Herzen auf den rechten Weg . . !"

So hat die Resi in ihrer Herzensangst gebetet. Und Maria

hat sie nicht unerhört gelassen.

Vater und Sohn sind mitsammen heimgekehrt. Auf Peters starken Armen lag der Hans. Und wenn ihr Mutterherz auch gebangt hat um das Leben des schwerverwundeten Sohnes, so hat sie sich doch gefreut, den Peter so väterlich besorgt zu sehen . . . Lange Wochen ist der Hans schwer krank gewesen . . .

Aber nach seiner endlichen Genesung ist neues Leben eingekehrt im Runggenhofe, ein neues glückliches Leben. Das schönste Verhältnis herrscht nun zwischen Vater und Stiefsohn. Der Peter ist seit jener dunklen Stunde ein ganz anderer Mensch.

Auch eine Antwort.

Als im Jahre 1848 die Revolution in Paris ausgebrochen war und als dem Volk bereits mancherlei Wünsche erfüllt worden waren, verlangte ein Teil der Arbeiter noch, dass von nun an der Neunstundentag eingeführt und zugleich eine erhebliche Erhöhung der Taglöhne gewährt werden solle. So kamen auch zu einem biederen Handwerker eines Tages seine Gesellen und stellten ihm die neuen Forderungen mit dem Hinweis, dass sie sich im Falle der Weigerung anderswo Arbeit suchen würden. "Dagegen habe ich nichts," war die trockene Antwort des Meisters, "im Gegenteil, es ist mir ganz lieb; denn unter solchen Bedingungen will ich selber lieber wieder Geselle werden. Ich schliesse nur schnell meinen Laden und dann wollen wir uns zusammen Arbeit suchen." Wie die Geschichte meldet, sollen Meister und Gesellen schon nach einer Stunde wieder in ihrer alten Werkstätte gearbeitet haben.

Der Adler fliegt allein,
Der Rabe scharenweise.
Gesellschaft braucht der Tor,
Und Einsamkeit der Weise.

Lebensfreuden

Auch im Kloster gibt es Lebensfreuden. Unser guter Bruder Franz, der ein langes Klosterleben hinter sich hat, kann dir darüber erzählen. Er lächelt über die hin und her rennenden Menschen in der Welt und meint: Hast du Gott gefunden, dann hast du deinen Frieden. Dann hast du das grösste Rennen hinter dir und kannst ruhig einmal schnupfen."

Möchtest du Laienbruder im Oblatenorden werden?

Bedingungen:

Frömmigkeit und guter Wille, dem Herrn mit Herz und Hand zu dienen.

Alter—von 15 bis 40 Jahre.

Eintritt in den Orden aus freiem Willen.

Ledig.

Eltern und Grosseltern müssen wohlversorgt und unabhängig von der Hilfe deren sein, die ins Kloster eintreten wollen.

Gute Gesundheit und normaler Körperbau.

Wir brauchen junge Männer, die uns als Klosterbruder helfen, dem Herrgott Seelen zu gewinnen und Priester zu erziehen.

Schreibe an:

Very Rev. Fr. Provincial,
2026 Winnipeg Street,
Regina, Sask.

NOVEMBER

Kahl sind die Felder und einsam steht das Kreuz unter nacktem Baum. Ueber allem hängen finstere Novemberwolken. So trübe und so unfreundlich wie des Novembers graue Tage, so stellen sich die Menschen alles Leben vor, das vom Kreuz gepredigt wird. "Unselig die Armen, unselig die Trauernden, unselig die Sanftmütigen und die nach Gerechtigkeit Hunger und Durst Leidenden; unselig auch, wer heute noch barmherzig sein will und anderer Welten wegen sein eigenes Fleisch züchtigt; unselig die Friedlichen und unselig jene, die der Gerechtigkeit wegen verfolgt werden. Zehnmal unselig über sie, denn ihres Werkes Lohn ist Hohn und Spott, Not und Qual."

Er, der da am Kreuz hing, hat diese Dinge "Seligkeiten" genannt. Wieviel selige Gesichter können wir wohl unter den Tausenden und Abertausenden entdecken, die sich heute, hoffnungslos und hungernd, zu müde zum Weinen und zu matt zum lauten Anklagen, durch den Staub und den Schlamm jener Strassen schleppen, die menschliches Kriegen und menschliches Siegen mit ihrem Fluch überschattet?

So hat der Kreuzesmann es nicht gemeint, als Er von den acht Seligkeiten sprach, und was heute über der Menschheit lastet, kam nicht von Ihm. Der Geist, der aus Jesu acht Seligkeiten weht, ist ein Geist übernatürlicher Gottes- und Menschenliebe. Ein Geist, der uns lehrt, nicht nur das "Vater unser" zur Güte Gottes hinaufzubeten, aber auch alle Kreuze der Güte, der Liebe und der Begnadung auf sich zu nehmen, um Dem nachzuleben, der da gesagt: "Wer mein Nachfolger sein will, nehme sein Kreuz und komme."

Als wir die acht Seligkeiten des Herrn als Unseligkeiten zu bezeichnen und anderen Meistern zu lauschen begannen, die Kreuzesfreiheit von strahlenden Bergen predigten, da wurde die grosse Liebe in uns klein, und die von der Liebe beherrschte kleine Selbstsucht wurde gross. Die Früchte dieser Selbstsucht aber sind auch gross—gross an Schrecken und an Macht!

Es wäre anders um uns gewesen, wenn uns das Kreuz mit seinen freiwilligen, läuternden Opfern nicht als düsterer Novemberschrecken gegolten hätte.

Liebe ernten setzt Liebe schenken voraus.

Gerechtigkeit findet sich nur da, wo Gerechtigkeit gegeben wird.

Güte blüht, wo gute Menschen leben.

Selbstlosigkeit kommt nur von Selbstlosen.

Und alle diese Dinge entwachsen dem Kreuze des Herrn.

Wir haben das Kreuz in kalte Novembereinsamkeit gestellt. Stände es in unseren Herzen, wir hätten Ostern. Und dann kämen sie auch zu uns wieder, die Seligkeiten der Liebe, die aus der Bergpredigt des Heilands strahlen.

Der Schriftleiter.

Christus-Ersatz

Vom Einsiedler

Unser Nazi-Bub erholt sich langsam, dank der treuen Pflege des guten Einsiedlers. Oft sitzt er denkend vor der armen Klause und schaut auf seinen Pfleger, wie er so still und so ganz glücklich seinen täglichen Arbeiten nachgeht.

Einmal fragte er ihn:

"Klausner, sagt mal, weshalb seid ihr eigentlich hier, und was macht euch so zufrieden in eurer harten Arbeit?"

Der Einsiedler führt den Buben hinaus auf die Berges-Höhe, von der er so oft in die Welt hinaus schaut. Dort setzen sie sich hin und der Einsiedler beginnt:

"Kind, ich will dir mein Geheimnis verraten. Jeden Morgen, sobald ich wach werde, komme ich hierher, lange ehe die Sonne aufgeht, und hier fange ich an zu denken.

"Zuerst denke ich an meinen grossen **Führer.** Ich stelle ihn mir vor, wie er hier unter uns gelebt hat. Ich höre auf seine Worte, sehe zu, wie er gearbeitet hat für unser Wohl. Seine Güte zu den Leuten, den Adel seiner Gesinnung, und alles das was er getan und gelitten hat für uns. Und je mehr ich darüber nachdenke, um so lieber und herrlicher wird er für mich, um so mehr fühle ich, dass Er **mein Führer** ist, die einzige Person, für die ich leben und sterben kann. So bleibe ich in der "Erinnerung des Führers", bis ich ganz begeistert werde für Ihn und glücklich, Ihm anzugehören für das ganze Leben.

"Dann fange ich an nachzudenken über Seine **Weltanschauung,** die er uns gelehrt hat, die herrlichen Grundsätze, mit denen er die wahre Weltordnung wieder unter die Menschen bringen will, so dass wieder Ordnung und Friede in die Welt kommen, und die Menschen wieder wahrhaft zufrieden und glücklich werden können. Wie er die selbstsüchtigen Menschen gelehrt hat, für die **Gemeinschaft** zu leben und ihr kleines "Ich" zu vergessen um des Gemeinwohles willen, und wie das ganze Volk eine grosse Familie sein soll, wo alle zusammenarbeiten für das **Gemeinwohl.**

"Und endlich denke ich an das **"Neue Reich"**, das mein Führer errichtet hat und das für ewig alle andern Reiche und Religionen ersetzen soll. Mit heiligem Treuschwur weihe ich mein ganzes Leben der Verwirklichung dieses Zieles."

Unser Nazi-Bub macht grosse Augen und sieht verwundert auf den Einsiedler, der da so begeistert hinausschaut in die Weite.

"Aber, Klausner, was redet ihr da? Seid Ihr denn ein Nazi?"

"Nein, Kleiner. Ich bin kein Nazi. Mein Führer ist nicht Hitler, sondern "CHRISTUS".

"Aber ihr redet doch ganz die Nazi-Sprache. Wenn man euch anhört, meint man ihr seid ein SS-Mann. Gerade so hat man uns in unseren Jugend-Klöstern die Nazi-Lehre beigebracht."

"Glaubst du, Kleiner, dass ich all das grosse Gespräch da oben gemacht habe, um zu zeigen, wie gescheit ich bin? Nein, ich wollte dir zeigen, dass alle diese grossen Worte, mit denen man euch erzogen hat, gar keine Nazi-Gedanken sind, sondern **altes katholisches Kirchengut,** das untreue Kinder aus dem Hause der Mutter mitgenommen haben."

"Aber es sind doch gerade diese grossen Gedanken, wodurch Millionen sich haben für den Nazi-Führer gewinnen lassen."

"Freund, das zeigt nur, wie hungrig Millionen von Deutschen noch sind nach der katholischen Kirche, die sie verlassen oder nie gekannt haben. Es waren Worte der alten katholischen Muttersprache der deutschen Seele, die so vertraut klangen, und denen man nachging, ohne selbst zu wissen, warum.

"Die deutsche Seele suchte die Kirche und fand: den National-Sozialismus. Sie suchte Christus und fand—einen Hitler. Es war die grösste Täuschung der Weltgeschichte."

"Aber, wenn diese Gedanken so gut sind, warum ist man denn so bitter gegen uns? Es kann doch nur gut sein für die Welt, wenn sie diese Weltanschauung wieder lernt."

"Nun, das wollen wir gründlich durchsprechen. Hast ja Zeit bei mir hier oben.

"Zuerst: Du sagst, alle diese Gedanken sind schön und gut. Aber: **auf wen** beziehen sich diese Gedanken? Es ist doch ein Unterschied, ob der "Führer" Hitler ist, oder Christus. Nur ein "Gott-Führer" kann das verlangen, was ihr hier eurem Führer gebet. Mein Freund, ich will dir das klar machen, denn gerade darin liegt die ganze furchtbare Falschheit eures Systems. Du

erinnerst dich noch aus deiner gläubigen Kindheit unserer grossen Frohnleichnams-Prozessionen, wo das "Allerheiligste" in goldener Monstranz durch die ganze Stadt getragen und von Tausenden angebetet wurde. Wenn nun jemand aus dieser Monstranz die geweihte Hostie hinausgenommen hätte, und statt derselben ein einfaches Stück Brot, oder gar sein eigenes Bild hineingetan hätte—was wäre dann diese ganze Prozession gewesen — eine feierliche Kundgebung der edelsten Gefühle der Menschheit—oder vielmehr der **furchtbarste Betrug**, ein Spott-Treiben mit dem Heiligsten, das wir kennen, eine Gotteslästerung? Und das ist, Freund, was euer Führer getan hat, als er den ganzen katholischen Kultus, der nur Christo geweiht sein kann, auf seine Person anwendete, als er erlaubte, dass man ihn als den "neuen Messias", den neuen "Erlöser der Welt" feierte, und in den Formen der Christus-Verehrung **sich selbst** verehren liess. Habt ihr nicht in euren Jugendlagern selbst die "Hitler-Messe" gefeiert, die "Gedächtnis-Feier" des Führers, mit Ablesung des "Neuen Evangeliums" und der "stillen Verehrung", wo ihr euch im Geiste mit eurem "Erlöser" vereinigtet?

"Siehst du Kind, das ist der erste und tiefste Grund, weshalb die katholische Kirche niemals "mitmachen" konnte, soviel sie auch äusserlich dabei gewonnen hätte. Hat doch euer Führer selbst gesagt, dass seine "Weltanschauung" alle anderen Staatsformen und Religionen einmal ersetzen würde, und dass der National-Sozialismus die vollkommene Weiterentwicklung des "unvollkommenen" Katholizismus sein sollte.

"Wenn andere im Natinal-Sozialismus instinktiv das "Katholische" hassen, so kämpft die Kirche mit aller Kraft gegen die "Neue Religion", welche dort an Stelle des Christus-Glaubens der Welt aufgezwungen werden sollte, wenn auch unter katholischem Mäntelchen.

"Und deshalb sagte ich, dass nur die katholische Kirche richten kann zwischen dem Nazitum und seinen Gegnern—und sie hat gerichtet.

"Kind, das was lange und schwer, aber du musstest es wissen, da du in gutem Glauben und mit der ganzen Begeisterung eines edlen Kindesherzens dich hast verführen lassen. Es wird Abend und du musst Ruhe haben. Später wollen wir den zweiten und dritten Punkt besprechen: worin die "Weltanschauung" des Führers falsch ist, und was wir von seinem "ewigen Reiche" zu denken haben."

Kalender-Merkwürdigkeiten

Hast Du schon bemerkt, dass der erste und letzte Jahrestag immer auf denselben Wochentag fällt? Auch beginnen gewisse Monate immer mit demselben Wochentage. Das gilt für Januar und Oktober, auch für September und Dezember und für die Drillinge Februar, März und November. "Hollah, das stimmt nicht," schreit da einer, "gerade habe ich im Kalender von 1944 nachgeschaut." Sehr richtig, aber 1944 war eben Schaltjahr und da gelten diese Dinge nicht; der 29. Februar wirft den Karren aus dem Geleise.

Neujahr wird erst seit 1691 auf Vorschlag des Papstes Innocenz XII. am 1. Januar gefeiert. Bis dorthin war in Deutschland und Italien der Weihnachtstag (25. Dez.) auch zugleich Neujahrstag. England und die Republik Venedig begingen bis auf 1750 Neujahr erst am 26. März. Heute kommt uns das allerdings etwas komisch vor.

P. Wilhelm Brabender O.M.I.† Soeben erreichte uns die überraschende Nachricht, dass der hochw. Pater Wilhelm Brabender O.M.I., der mit kurzer Unterbrechung von 1921 bis 1931 Pfarrer von Macklin, Sask. war, am 17. Juli 1945 in der Tschechoslowakei gestorben ist.

R.i.P.

Einen Nachruf bringen wir in der nächsten Nummer.

Geographische Erklärung.

"Vater, warum heisst's denn in der Geographie immer europäisches Festland?"

"Dummer Bub', liest Du denn nicht alleweil in der Zeitung: Schützenfest, Sängerfest, Turnerfest, Künstlerfest, Kellerfest.

Es gibt keinen Menschen, der nicht die Freiheit liebte, aber der Gerechte fordert sie für alle, der Ungerechte nur für sich allein.

Börne.

Dass sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank, dem Himmel sag' für Schmerz, der dich veredelt, Dank.

Röckert.

Die Monate Gottes

Ueber das von uns herausgegebene Büchlein "Die Monate Gottes" schreibt der hochw. Herr A. J. Fuhs aus Rockglen, Sask.:

"Habe soeben "Die Monate Gottes" beendet und möchte die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ohne Ihnen zu schreiben und Ihnen aufs allerherzlichste zu gratulieren zu dem schönen und gediegenen Werkchen. Ich darf Ihnen ehrlich gestehen, dass es mir sehr gefallen hat soweit Stil sowohl als Inhalt in Frage kommen. Die Marienpresse darf stolz darauf sein, so ein Büchlein veröffentlicht zu haben. Vermitteln Sie auch bitte dem Pater Werner Merx O.M.I. meine besten Glückwünsche zu dem Einband und den künstlerischen Linolschnitten.

Ich hoffe, dass die katholische Bevölkerung deutscher Sprache die Bedeutung dieses Unternehmens versteht, und wünsche, dass die Marienpresse unter Ihrer Schriftleitung die Veröffentlichung der "Monate Gottes" als guten Anfang für weitere Entwicklung in demselben Sinne betrachtet. Sie haben sicherlich allen Grund, mit gutem Mut in die Zukunft zu schauen und für die geistige Entwicklung West-Canadas zu planen. Wir sind, in diesem Standpunkt, immer noch im Pionier-Zeitalter, und deshalb macht es mir doppelt Freude, zu sehen, dass die Marienpresse die Verantwortung der Stunde versteht—und angreift.

Ich wünsche den "Monaten Gottes" weiteste Verbreitung und Ihrer Arbeit Gottes reichsten Segen."

Herr A. F. Wanner aus Vancouver und Mitarbeiter verschiedener deutscher Blätter schreibt:

"Habe Ihre "Monate Gottes" gelesen und möchte unsere deutschsprechenden Katholiken durch Zeitungen, für die ich arbeite, auf dieses Büchlein aufmerksam machen. Dabei möchte ich Ihre Ausführungen für den Monat Dezember fast wörtlich geben. Es sind herrliche, wahre Worte. Schade, dass unsere Leute die Bedeutung solcher Schriften und die Arbeiten unserer eigenen Schriftsteller noch nicht verstehen. Schade, dass unsere führenden Zeitungen nicht führen, dass sie nur Geschäftsunternehmen sind, die wenig für die geistige Erziehung des Volkes übrig haben. Wir müssen unseren Katholiken deutscher Sprache die Wichtigkeit ihrer eigenen Kulturwerke, wie Presse, Malerei usw. beibringen. Wir arbeiten hier ganz gewiss nicht auf verlorenem Felde. In Wirklichkeit steht es in unserer Hand, dieses Feld nicht verloren gehen zu lassen. Es wird schwere Mühe und viel Opfer kosten, es zu halten und aufzubauen. Wir sind dazu bereit. Das Volk aber muss auf die Werke seiner eigenen Brüder aufmerksam gemacht werden und es muss einsehen lernen, dass es auch Opfer bringen muss für seine Religion und seine Sprache. Wir wollen nichts anderes, als dass unsere Brüder unsere Werke annehmen, kaufen, sich an ihnen bilden und sie verbreiten.

"Obwohl deutschsprechend, sind wir alle gute Canadier, was wir während der vergangenen Kriegsjahre bewiesen haben. Wir haben aber noch viel mehr zu geben als nur unsere Kriegshilfe. Wir sind im Besitze einer erhabenen Kultur. Von dieser Kultur möchten wir dem Lande auch etwas geben wollen. Für dieses Geben-Wollen kann uns ganz gewiss niemand verdammen. Wir können aber nur dann geben, wenn unsere eigenen Brüder die Güter, die wir schenken möchten, selbst annehmen und unterstützen.

Wünsche Ihren "Monaten Gottes" allen Erfolg.

Zuversicht

Und brechen zusammen der Erde Säulen,
Und jauchzt in den Lüften der Tod,
Und stürzen und sinken in Schutt die Berge,
Und weint auf den Trümmern die Not:
Mein Fels wankt nicht:
Ich glaub an Dich, Du starker Gott!

Und rast in den Segeln der Winde Heulen,
Und stöhnt in den Planken der Sturm,
Und reissen am Buge die Wogenkrallen,
Und lecken sie gierig am Turm:
Mein Boot sinkt nicht:
Ich bau auf Dich, Du treuer Gott!

Und türmen am Himmel sich Wetterwolken,
Und legen die Sonne in Acht,
Und löschen sie neidisch der Sterne Leuchten,
Und hüllen die Erde in Nacht:
Mein Stern lischt nicht:
Ich schau auf Dich, Du lichter Gott!

P. R. Eckardt.

Der reiche Prasser und der arme Lazarus

Lazarus lag nicht vor dem Haupteingang zu der Villa des Reichen — das hätte schon die Dienerschaft nicht geduldet —, sondern vor einer Hinterpforte, die auf eine Seitengasse führte. Er konnte durch die Eisenstäbe der Tür in die Küche sehen, wo zwei Köche in weissen Berufsanzügen mit hoher Mütze hin- und hergingen oder sich über blanke Kupferkessel beugten. Er wusste genau die Zeit, wann das Fleisch anfing zu braten und zu duften, wann der Küfer mit den Weinflaschen kam und die jungen Mädchen auf silbernen Tellern leckere Gerichte flink in den Speisesaal trugen.

Lazarus wäre glücklich gewesen, wenn man ihm die angebissenen Brötchen gegeben hätte, die bei der Suppe übrig blieben. Aber er kriegte nicht eine Krume. Alles wanderte auf einen durch niedriges Mauerwerk eingefassten Abfallhaufen, den der Hausknecht als Schweinefutter verkaufte. Brot stehlen? Lazarus hatte noch nie gestohlen. Ueberdies hätte ihn der Hausknecht erdrosselt.

*

Eines Tages war Lazarus tot. Verhungert. Zwei Männer kamen mit einem Karren, auf dem ein langer, schwarzlackierter flacher Korb war. Sie brachten die Leiche nach dem Friedhof. Ein Schutzmann ging nebenher. Als die Männer den Verstorbenen abgeliefert hatten, wuschen sie sich unter einer Pumpe die Hände, schlenkerten das Wasser von ihren Fingern und trockneten sich mit einem schmutzigen Taschentuch ab.

Auf dem Totenschein stand:
Lazarus.
Vermutlich 72 Jahre.
Todesursache: Geschwüre.
Beerdigung: In aller Stille.

*

Kurz darauf starb auch der Reiche.

Der Totenschein lautete:
Mineuis.
41 Jahre, 2 Monate, 3 Tage
Todesursache: Magenleiden.
Beerdigung: 1. Klasse.

Bei dem Leichenbegängnis war die ganze Stadt auf den Beinen. Was nicht mitging wie: Bäcker, Metzger, Lebensmittelverkäufer, Wein-, Tuchhändler, Leineweber, Hutmacher, Schneider, Schuster, Bader, Arzt, Apotheker, die gesamte Dienerschaft und wer sonst von dem Prasser gelebt hatte, stand an der Strasse.

Der Sarg aus Ebenholz mit echt goldenen Verzierungen war vor Blumen, Lorbeerkränzen und rotweissen Schleifen — rotweiss war die Lieblingsfarbe des Verstorbenen — auf dem gläsernen Totenwagen kaum sichtbar.

Den Kutscher im weiten Mantel und Dreimaster umwehte ein Trauerschleier. Auch an der Peitsche war Flor. Die vier schwarzverhängten Pferde, die den Wagen zogen, hatten auf ihrem Kopf grosse Federbüsche, mit denen sie immerzu nickten. Neben den Pferden gingen vier Beamte der Beerdigungsanstalt. Sie hatten an den Zäumen der Pferde Damastservietten befestigt, deren Enden sie in der Hand hielten.

Vor dem Wagen schritt die auf sechzig Mann verstärkte Stadtkapelle. Sie blies Choräle, an die der reiche Prasser nie geglaubt hatte.

Gleich hinter dem Wagen gingen fünf vornehm gekleidete Herren. Die Leute flüsterten: "Seine Brüder". Die Brüder hatten das Haupt gesenkt. Beteten sie? — Es wäre das erste Gebet in ihrem Leben gewesen! Sie beteten nicht, sie rechneten — jeder für sich — ihren Anteil an der Erbschaft aus. Sie rechneten genau. Auf Heller und Pfennig.

*

Der arme Lazarus war von Engeln in Abrahams Schoss getragen worden. So hatte es der

De profundis der armen Seelen

Höret uns klagend
aus der Tiefe rufen;
Atmende,
Hört uns, die Toten!

Hügel und Berge
Von Finsternis bedecken uns,
Schuld und Sühne
Halten uns gefangen.

Gottes Gerechtigkeit
Sind wir anheimgefallen;
Wir wohnen
In dunklen Zelten.

Folger des Lammes
Himmels und der Erde,
Atmende,
Hört uns, die Toten!

Franz J. Weinrich.

Gebet

zum Evangelium vom Weltgericht

Herr, wenn die Schrecken kommen,
die Du vorausgesagt,
dann lass Dein Heil mir frommen,
dass nicht mein Herz beklommen,
verzweifelt und verzagt!

Mit Glauben und Vertrauen
Lass mich gerüstet sein,
dass ich in Nacht und Grauen
kann auf die Hilfe bauen,
die kommt aus Dir allein!

Und sei mit jedem Werke,
das meiner Hand entfällt,
und gib mir Kraft und Stärke
beim allerletzten Werke,
beim Abschied von der Welt!

Willi Lindner.

Stammvater befohlen. Ein guter Vater nimmt gern sein liebstes Kind auf den Schoss, besonders wenn es einen grossen Schmerz ausgestanden hat.

Der reiche Prasser wurde von Teufeln in Luzifers Schoss getragen. Höllenhunde kamen und leckten an seinen furchtbaren Brandwunden, sodass sie noch schrecklicher schmerzten. Er war keine Stunde in den Flammen, und es dünkte ihn schon eine Ewigkeit. Wohin er sah: Feuer, Feuer, nichts als Feuer.

Schliesslich schaute er nach oben und wen erblickte er da unter einem schattigen Baume? — Vater Abraham und in seinem Schoss — er traute seinen Augen nicht — wahrhaftig, das ist ja der Bettler, der Tag für Tag vor seiner Tür gelegen hat, das ist — Lazarus. Alle seine Sünden fielen ihm ein. Aber in seiner Angst und Not überwand er Scham und Schande und rief: "Vater Abraham! Erbarme Dich meiner und sende den Lazarus, dass er die Spitze seines Fingers in Wasser tauche und meine Zunge kühle . . ." Die Zunge, mit der Mineuis so oft und so schwer gesündigt hatte, litt am meisten.

Er bat nicht um ein Glas Wein, nicht um ein Glas Wasser; nicht zehn, einen Finger, ja, nur die Fingerspitze sollte Lazarus ins Wasser tauchen und mit der Feuchtigkeit, die daran blieb, seine glühendheisse, fast verkohlte Zunge kühlen.

*

Nachdem die erste Bitte abgeschlagen war, wagte der reiche Prasser eine zweite: Abraham möchte Lazarus in das Haus seiner fünf Brüder senden, um sie vor der Hölle zu warnen.

Antwort: "Sie haben Moses und die Propheten. Auf die sollen sie hören."

Da schrie der reiche Prasser, der die gottlose Gesellschaft kannte: "Nein, Vater Abraham, ein Toter muss zu ihnen kommen, sonst bekehren sie sich nicht."

Antwort: "Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, wenn einer von den Toten aufsteht."

Richtig! Ist nicht ein anderer Lazarus — nicht umsonst trägt er denselben Namen — der Bruder von Maria und Martha, aus dem Totenreiche wiedergekommen? Die Leute waren erschrocken, erstaunt, aber nicht bekehrt. Am Karfreitag haben sie den Totenwecker gekreuzigt.

*

Der reiche Prasser sah noch, wie Lazarus mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tisch ging, dann wurde ein Vorhang aus Purpur und kostbarer Leinwand vor die Erscheinung gezogen. Ein Teufel nahm einen von den verwelkten Lorbeerkränzen, der auf dem Sarge des reichen Prassers gelegen hatte, liess ihn Feuer fangen und warf ihn hohnlachend nach dem Vorhang. Der Vorhang verbrannte im Nu. Trotz des unendlichen Flammenmeeres wurde es Nacht in der Hölle — ewige Nacht.

Ruf in der Nacht

**Und wieder riefs mich nächtlich an:
"Hast du der Liebe genug getan?
Warst du mit jedem Tropfen Blut
Dem Schöpfer und seinen Geschöpfen gut?"**

**Ich blickte auf. Ich sah der Welt
Gesicht verdunkelt und entstellt
Und jeden armen Funken Licht
Erstickt von einer Aschenschicht.
O Liebe, Liebe, höchstes Gut,
Der Urgrund, drauf die Schöpfung ruht,
Der strahlenreiche Weihnachtsbaum,
Der immergrüne Frühlingstraum,
Der Blumenaugen Tausendfalt,
Der Gott in irdischer Gestalt.
Der Herzen Brot, der Seelen Wein,
Der tiefe Born, der heilige Schrein,
Wer hätte dir genug getan?**

**Da sprachs: "So zünde Lichter an!
Das Döchtlein Erbarmen, ein Endchen Geduld,
Den Funken Nachsicht mit anderer Schuld,
Die Kerze Mitleid, dass jeder Not
Ein Trostesflämmchen brennt und loht.
Der Menschheit Kreuzweg lang und schwer
Ist sonnenarm und liebeleer,
Bewölkt von Leid, verhüllt von Wahn.
Zünd' Lichter an! Zünd' Lichter an!"**

**Ich blickte auf. Ich sah im Raum
Der Sterne steilen Kerzenbaum,
Hoch hingehalten übers Land
Von Gottes ausgestreckter Hand.
Und jede dieser Leuchten sprach:
"O Mensch, mach' es den Sternen nach!
Je finsterer die Erdennacht,
Je heller werden wir entfacht.
Blick' auf, erkenne Sinn und Plan!
Zünd' Lichter an! Zünd' Lichter an!"**

O SELIGER KINDERGLAUBE

Es ist noch gar nicht allzu lange her, da machte ein englischer Doktor in Begleitung seiner Frau und seines noch kleinen, halbgelähmten Sohnes eine längere Autoreise durch Frankreich. In einer kleinen Ortschaft, ganz in der Nähe des berühmten Gnadenortes Lourdes, mussten sie halten, da ernste Störungen an ihrem Auto entstanden waren. Die Reparaturen sollten mehrere Tage in Anspruch nehmen. Da in der kleinen Ortschaft kein besseres Hotel war, so war die Reisegesellschaft gezwungen, sich in einer grösseren Ortschaft um Wohnung umzusehen. Der nächste grössere Ort war nun Lourdes. Nun war aber gerade Lourdes die einzige Stadt Frankreichs, die der Doktor, ein Freidenker und Ungläubiger reinsten Wassers, nicht besuchen wollte. Jetzt blieb ihm leider nichts anderes übrig; er musste, ob er wollte oder nicht, trotzdem nach Lourdes, um sich dort nach einem besseren Hotel umzusehen.

Es traf sich, dass der Koch jenes Hotels einen Jungen von ungefähr demselben Alter hatte, wie der Sohn des Herrn Doktor. Richard, so hiess der Sohn des Hotelkochs, wurde bald mit John, dem Sohn des Doktors, gut befreundet, da beide Knaben grosse Liebhaber von Freimarkensammlungen waren.

Richard hatte von vornherein bemerkt, dass sein kleiner englischer Freund auf der linken Seite gelähmt war. In kindlicher Einfalt erzählte er nun seinem kleinen Freunde, dass viele Kranken nach Lourdes kämen, und dass sehr viele vor dem Heiligtume der Mutter Gottes gebetet hätten und dann dort wieder gesund geworden wären. John hörte erstaunt der Erzählung Richards zu. Ein grosses Verlangen erfasste ihn, dort ebenfalls wieder gesund zu werden. Abends vor dem Schlafengehen bat er seinen Vater, er möchte ihn auch an jene Grotte bringen, wo schon so viele Kranken Hilfe und Gesundheit gefunden hätten. Allein der ungläubige Vater hatte nur ein mitleidsvolles Lächeln und nannte alles nur törichten Aberglauben.

Am anderen Morgen erzählte John seinem Freunde Richard, dass sein Vater sich weigere, ihn an die wunderbare Grotte zu bringen. "Nun," sagte da Richard, "dann werde ich dich dorthin bringen." "Aber," sagte John, "ich bin doch nicht im Stand, ohne Krücken soweit zu gehen, und selbst mit meinen Krücken kann ich nur langsam vorankommen."

Richard's Augen glänzten vor innerer Aufregung. "Höre," sagte er, "was wir tun werden. Morgen früh um ½6 Uhr bin ich mit unserer Schiebkarre hier. Du setzt dich hinein, und ich bringe dich mit derselben an die Grotte. Auf dem Rückweg wird es ja schon leichter gehen, denn dann kannst du mir ja helfen, die Schiebbarre zu fahren. John fühlte sich in einer gewissen Verlegenheit. Aber was werde ich dann mit meinen Krücken machen?" fragte er. "Die werde ich ja dann nicht mehr brauchen." Richard dachte eine Weile nach; dann sagte er: "Ich weiss, was wir mit diesen tun. Wir spielen Soldat, dann können deine Krücken uns als Kanonen dienen."

Wie versprochen: Richard war am andern Morgen punkt ½6 Uhr mit seiner Schiebkarre an Ort und Stelle. Als sie beide am Gnadenort angekommen waren, fuhr Richard seine Schiebkarre mit seinem kranken Freund aus England ganz ruhig in die Kirche hinein und half ihm langsam und vorsichtig aus der Schiebkarre heraus. "Versuche jetzt auf eine Bank zu steigen, während ich für dich beten gehe," sagte Richard.

Sie waren gerade zeitig für die 6 Uhr Messe angekommen. Bei der Wandlung war John ganz ergriffen. Um besser sehen zu können, stand er von seiner Bank auf und ging einen Schritt näher zu Richard. "Knie dich nieder!" flüsterte dieser ihm zu, "der Heiland ist jetzt auf dem Altare; nachher wirst du gehen können." John gehorchte.

Als die Messe zu Ende war, schickten beide sich an, fortzugehen. Richard machte die Kniebeugung und griff dann nach den Krücken. "Ich kann gehen," flüsterte jetzt John ganz leise Richard in's Ohr!" "Selbstverständlich!" erwiderte dieser ihm. Nimm du diese Krücke, während ich die andere nehme." Und als ob nichts Ungewöhnliches vorgefallen wäre, verliessen beide die Kirche

(Fortsetzung auf Seite 25)

ES FIEL EIN REIF

Roman von Henriette Brey

(Fortsetzung)

"Nein, Kind, Anton ist schon mehr als zwei Jahre bei den Soldaten und kommt nicht mehr heim," berichtete die Frau mit verhaltenem Schmerz.

"Nicht mehr hier? ... Arme Eltern! So habt ihr nur die Zwillinge zur Stütze? Ach Gott, die verdienen doch fast nichts; sind ja so schwach und langsam. Wo sind sie denn, der Franz und Fritz? Schon zu Bett?"

"Tot!" lautete die Antwort.

Suse schnellte empor, als hätte ein Peitschenhieb sie getroffen.

"Tot!? ... Um Gottes willen, Mutter! Die beiden Jungens! Das kann doch nicht möglich sein?"

Sie fasste sich wirr an die Stirne.

"Scharlach," sagte die Mutter gramvoll, wandte sich ab und ging gebeugt hinunter. —

Es wurde eine schauerliche Nacht. Unten das Stöhnen des Kranken, das abgebrochene Beten der alten Frau. Oben das Wimmern des Kindes, das krampfhafte Weinen des jungen Weibes. Wild tobte der Sturm um die Hausecken, riss an den Läden. Regen schlug an die Fensterscheiben, Hagelkörner peitschten dagegen. Das Käuzchen — des Volkes Totenvogel — schrie unheimlich. In der Ferne winselte ein Hund.

Mitten in der Nacht rief die Mutter angstvoll nach Suse, die es nicht gewagt hatte, im Krankenzimmer zu bleiben.

Erschrocken stürzte Suse hinunter.

Die alte Frau hielt den Vater in den Armen. Ein jäher Blutsturz hatte ihn betroffen; er lag im Sterben.

Verzweifelnd schrie die Tochter auf.

"Vater, Vater, stirb nicht! Verzeih mir erst!" rief sie in herzzerreissendem Jammer und stürzte vor dem Bett nieder.

Auf eines Herzschlags Dauer öffneten sich die brechenden Augen. Sprechen konnte Lorenz Graf nicht mehr ... aber seine Hand suchte die seines Kindes und drückte sie matt. Dann tastete sie nach Suse's gebeugtem Kopf und machte das Kreuzzeichen auf ihre Stirn. — — Er hatte ihr vergeben.

Ein kurzes Aufgurgeln ... ein Röcheln — der Kopf sank schwer hintenüber.

Lorenz Graf war allem irdischen Leid entrückt.

* * *

5.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein, was mein einst war! ...
Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr.
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles, war alles öd und leer.

(Rückert.)

Ein schüchterner Sonnenstrahl lugte durch die Fensterscheiben und fiel in eine Ecke der Stube, wo in einem flachen Kartoffelkorb zwischen dünnen Kissen ein kleines Kind schlief. Daneben hockte ein junges Weib, in düsterm Brüten vor sich hinstarrend, die Hände untätig im Schosse.

Die alte Frau, die am Fenster sass und Wolle zupfte, hatte schon eine ganze Weile die Regungslose betrachtet.

"Suse," sagte sie zuletzt, "Kind, du musst dich doch endlich aufraffen! So geht das doch nicht weiter. Vater is schon sechs Wochen tot ... Du musst nich immer denken und sinnen! Is nu nix dran zu ändern. Was geschehen is, is geschehen. Musst ein neues Leben anfangen, Suschen. Musst dich nicht so absperren von den Leuten."

Müde hob die Angeredete den Kopf. "Mutter, ich kann nit. Mit Fingern weisen sie auf mich! Zischeln tun sie hinter meinem Rücken. Verachten tun sie mich — alle, alle ..."

Ihre Stimme brach in Bitterkeit. O sie hatte das schon erfahren: für sie war kein Platz mehr zwischen den ehrbaren Leuten! Verächtliche Blicke trafen sie, spöttisches Lächeln, dreiste Worte. Oder hochmütiges Uebersehen.

Und sie hatte es gut gehört, nur zu gut, wie beim Begräbnisse des Vaters am offenen Grabe hinter ihr jemand hämisch ein böses Wort sagte:

"Schau, die da, die ist schuld an seinem Tod! Die Schand von ihr, die hat dem armen Lorenz das Herz abgedrückt."

Die Mutter seufzte. "Ja, Kind, ich weiss. Die Menschen sind hart. Trag's halt als Busse. Später wächst wohl Gras drüber. Wenn du brav bleibst, is ja alles gut. Wenn nur der Herrgott dir verziehen hat, brauchst nach den Menschen wenig zu fragen ... Suse, 's ist jetzt österliche Zeit — — geh halt die nächsten Tage nach Kirchhalden zu den Sakramenten! Ja? Schau, Kind, wenn du deinen Frieden mit Gott gemacht hast, trägst es auch leichter."

Suse stützte den Kopf in die Hand. Ja, wenn der alte Pfarrer noch lebte! Aber auch der lag schon ein Jahr unter dem Rasen. Nur ein Grab, ein weites Grab hatte sie bei ihrer Heimkehr gefunden. Die Zwillingsbrüder tot — der älteste Bruder fremd und fern — der gute Pfarrherr tot —. Der Vater starb vor Schreck und Schmerz vorzeitig, als sie zurückkam ... Sie hatte ihm das verlöschende Leben noch gekürzt, ihm das Messer in das Herz gestossen ...

Sie starrte vor sich hin. Dachte so mancher bittern Begegnung mit frühern Schulkameradinnen und Freundinnen.

Als sie zufällig am Häuschen des Jörg vorüberging, hatte die Regin aus der Mühle dort auf der Schwelle gestanden, die Arme in die Seiten gestemmt, und sie schadenfroh gemustert. Hatte gehöhnt: "Na, Suschen, hast draussen einen Prinzen gefunden? Ein kleines Prinzlein wenigstens hast ja mit heimgebracht! Tut's im Notfall auch, nicht wahr? Möchtest jetzt wohl das Singvögelchen wieder einfangen, das dir so lang nachgeflattert ist, heh? Aber die Lust lass dir nur vergehen. Das hat einen andern Käfig gefunden und sitzt warm mit mir im Nest!"

Suse war wie gehetzt geflohen vor dem Hohn. Sie hatte noch nicht gewusst, dass der Jörg kürzlich die Regin geheiratet hatte. Seine Mutter war gestorben. Eine Frau musste ins Haus ... Aber die lustigen Lieder, die ehedem so quellfrisch über die Gasse schallten, waren längst verstummt. Dem Singvogel war das Singen vergangen.

Es hiess, der Jörg wolle fort, er könne in einer grossen Porzellanfabrik, weit irgendwo, eine Stelle als Vorarbeiter bekommen. Aber die Regin widersetzte sich noch.

An dem Abend hatte Suse lange in die Kissen geweint. Ihr Herz hatte in plötzlicher Erkenntnis aufgestöhnt.

Zu spät, zu spät! Ein stilles Heimat-Herzensglück hatte sie von sich gestossen für feilen Flittertand und sündigen Rausch!

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst! ...

★

Kurze Zeit darauf war Suse eines Tages auf dem schmalen Wiesenpfad, der zur Näh-Gertrud führte, auch dem Jörg selber begegnet.

Wie an den Boden gewurzelt stand sie. Ihm schlug eine rote Flamme ins Gesicht, die sofort einem Erblassen wich. Finster sah er sie an und wollte ohne Gruss vorbei.

Da raffte das Mädchen sich in plötzlichem Entschluss zusammen.

"Jörg," bebte es leise von ihren schneeblassen Lippen, "... ich hab dir einst ... Trag mir's nicht nach, Jörg! Ich war töricht, verblendet. Ich bin genug gestraft. Kannst dich freuen."

Er schüttelte stumm den Kopf und presste hart die Lippen.

Suse wandte sich zum Gehen.

"Ich hab dir das noch sagen müssen," murmelte sie mühsam, und dumpfer Jammer stand in ihren Augen. "Und — denk nicht zu schlecht von mir."

Er atmete schwer. "Suse," stiess er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. " 's hätt' anders sein können. ... Das ist nun alles vorbei. ... Nein, freuen tu ich mich nicht."

"Ich wünsch dir alles Glück, Jörg," sagte sie leise.

Er zuckte die Achseln.

"Die Regin ist brav und kann arbeiten. Hält auch mein' Sach' zusammen. Sonst ... Glück? Is ja jetzt alles einerlei. — Ich geh bald fort. Die Welt ist weit. Mag in dem verwünschten Nest nit versauern!"

Er lachte schrill und stampfte ohne Gruss davon.

Suse aber sank vor dem Bett der Näh-Gertrud schluchzend in die Kniee.

"Base Gertrud — der Jörg ... Wie blind war ich ... wie blind!"

Die Alte nickte und streichelte die zuckenden Schultern. Ja, ja. Späte Reue!

"Da musst du dich nun mit abfinden, Kind," tröstete sie. "Komm, sei still, man verwindet alles. Der Jörg is nun verheiratet un geht dich nix mehr an. Hast ja noch die Mutter; und dein Kind, Suschen. Dafür musst du leben, musst stark sein."

Die alte Gertrud seufzte. Auch sie wusste, wie das traurige Lied ging:

Nur die Schwalbe kehrt, nur die Schwalbe kehrt
Und der leere Kasten schwoll.
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie, wird's nie mehr voll.

Die Näh-Gertrud war die einzige von den Dorfleuten, bei der die Heimgekehrte mildes Verstehen und ein gutes Wort fand.

Aber nur wenige Wochen sollte ihr diese Zuflucht offenstehen. Als Suse eines Tages wieder zu dem alten Weiblein ging, sah sie schon von weitem ein paar Nachbarinnen stehen und die Hände zusammenschlagen: Soeben hatte man die Näh-Gertrud tot gefunden!

Sie sass im Sessel, wie stets in letzter Zeit, wenn die Atemnot ihr das Liegen unmöglich machte, den Kopf auf die Brust gesunken, wie eine Schlafende.

Ein Strahl der Nachmittagssonne fiel durch das Fenster auf das stille, gelbliche Gesicht, das ein fast erwartungsvolles Lächeln zeigte.

Die blühweisse Sterbenachtjacke lag aufgefaltet in ihrem Schoss. Vielleicht hatte die Gertrud sich unwohl gefühlt und hatte sich noch zum Sterben richten wollen.

Suse war es, als würge einer ihr langsam die Kehle zu.

Sie sank auf einen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht.

Da kam schon der schwachsinnige Drickes, den die Nachbarin gerufen hatte, hereingestolpert und starrte blöd die Tante an.

"Ah, is se dot? Jo, dat wollt' se all lang; aber se tat et noch immer nich."

Er sah das Mädchen dasitzen. In seinem verschwommenen Gehirn schien ein Gedanke aufzuglimmen.

"Jo, Susken," lallte er, "nu bin ich allein, un du auch. Muss ein Fraumensch in't Haus! Musst mich nu heiraten, Susken. Jo. Ich nehm dich mitsamt deinem Jungen. Und da soll einer ... soll mal einer dich schief ankucken, Susken ... Ich hau ihm die Knochen zu Mus!"

Er hieb zornig auf den Tisch und schrie dann plötzlich weinerlich:

"Gertrud! Gertrud! Sag du, dat Susken mit mir zum Pastor gehn soll!"

Suse hatte wie erstarrt dagesessen. Jetzt sprang sie auf, stürzte an den anderen vorüber zur Tür hinaus und lief heim.

Zu Hause riss sie ihr Kind aus den Kissen und presste es leidenschaftlich an sich und weinte auf sein Köpfchen. — —

Sie sah dann noch die Näh-Gertrud im Armensarg liegen, im selbstgenähten weissen Sterbehemd — und ein weisses Kränzchen trug das alte Jüngferchen! ... Wie eine Krone!

Suses Stirn sank tief. Wenn sie einst im Sarg lag, o — sie würde keinen Kranz tragen dürfen!

6.

Still — umsonst die zarten Händchen
Streckst du aus in deiner Not,
Kind, ich habe nichts zu geben,
Nicht ein einzig Stücklein Brot!
Schlaf, mein Kind, nichts kann ich geben,
Gott ist gut — doch hart das Leben!

Besser, früh dahin zu scheiden
Als auf düstrer Lebensbahn
Wandeln stets in Sünd und Sorge,
Wie ich selber hab getan.
Fahre hin, du Unschuldseele,
Trost und Friede, fahret hin!
Eh' du werdest kalt und fühllos,
Hoffnungslos, wie ich es bin.
Schlaf, mein Kind, nichts kann ich geben,
Gott ist gut — doch hart das Leben!

(A. Prokter.)

Wo nur zwei alte, müde Hände Brot schaffen, da schleicht gar bald Frau Sorge sich ein und hockt am kalten Herd: da bin ich — da bleib ich! Nun seht zu, ob ihr mich vertreiben könnt!

"Suse," begann die Mutter eines Abends und sah unsicher die Tochter an, die still vor sich hinbrütete, "Kind, du musst halt wieder arbeiten. Ich kann's nit mehr allein schaffen. Is nix mehr zu essen da; bloss noch ein paar Kartoffeln. Du musst doch für das Kind sorgen, für's arme Würmchen! Geh halt morgen früh in die Stadt und frag um Arbeit. Gelt?"

Die Angeredete nickte. Ja, die Mutter hatte recht. So ging das nicht weiter. Sie musste einmal die Scheu vor den Leuten überwinden. Es hiess nun, sich durchbeissen. Sie mussten doch leben und essen!

Das Kind begann zu weinen. Suse nahm es auf und wiegte es im Arm. Beruhigend trug sie es durch die Stube. Aber das Weinen wurde kläglicher, ging in Wimmern über.

"Es hat Hunger," sagte sie schmerzlich. "Mutter, ist denn kein Stücklein Brot mehr da? Man könnt's einweichen."

Frau Anna war schon aufgestanden und suchte im Schrank umher.

"Nein, Kind ... Aber hier in der Schublade is noch 'n bissel Hafergrütze; das gibt noch ein gutes Süppchen für unseren Lorenz; hatt' gar nicht mehr daran gedacht! Ich will es sofort kochen."

"Armes, armes Kind!" murmelte Suse. "Dir wär's auch besser, zu sterben ... wo du noch nichts von Schuld und Sünde weisst!"

Sie stöhnte weh. "Mutter, Mutter, was wird das Leben aus ihm machen? ... Mutter, wenn er dereinst fragt: "Wo ist mein Vater?" was kann ich antworten?"

"Still, Kind, still," beschwichtigte die Mutter. "Schau, dass du ihn gut und brav aufziehst, das ist die Hauptsache. Für's andere lass unsern Herrgott sorgen."

Und die beiden Frauen weinten zusammen, wie in so mancher düster-grauen Stunde.

Der jungen Mutter Tränen fielen auf das blasse, magere Kind, das vor Erschöpfung wieder eingeschlafen war — und noch nichts davon wusste, dass die mitleidlose Welt es schon geächtet und gebrandmarkt hatte.

Am folgenden Morgen ging Suse zum Wäschefabrikanten. Mit einem grossen Bündel zugeschnittener Wäsche kam sie zurück. Spitzenklöppelarbeit hatte sie nicht mehr erhalten können; deshalb musste sie es mit Hemdennähen versuchen.

Sie sagte der Mutter nichts davon, welche Demütigungen und Bosheiten sie dort hatte hinunterschlucken müssen.

Sie hatte ein paar Frauen aus dem Dorfe, die ebenfalls um Arbeit kamen, getroffen. Die tuschelten und stiessen sich an. Ah, Gräfin Suse liess sich herab, zu arbeiten wie gewöhnliche Leute? . . . Was denn wohl? . . . Sie reckten die Hälse. Vielleicht ein Sammetkleidchen für das junge Gräflein?

Martha Böhmer, die mit Suse damals des blonden Leutnants wegen einen Eifersuchtsauftritt hatte und ihr seitdem feind blieb, hatte schadenfroh im Dorf ihren Spitznamen "Gräfin Suse" verraten. Der blieb fortan an ihr haften.

In dem kleinen Häuschen rasselte nun wieder vom Morgen bis zum Abend die Nähmaschine. Suse machte unter ihre Vergangenheit einen Strich, straffte die Schultern und nahm den Kampf mit dem grauen Gespenst der Not auf.

Sie hatte nun für dreie zu sorgen, denn das mühselige Scherflein der Mutter trug nicht mehr viel. Frau Anna Graf war plötzlich gebückt und alt geworden. Seit dem Tode des Mannes war ihre Kraft gebrochen. Auge und Hand versagten. Nur noch Kinderarbeit konnte sie ausführen: Knöpfe anreihen oder Haarnadeln zu je fünfundzwanzig Stück in Papier einpacken. Tausend solcher Päcklein mussten die alten Hände fertigstellen ehe sie ihre siebzig Pfennige dafür erhielt!

Wo Frau Sorge sich einmal Heimatrecht erschlichen hat, da wurzelt sie fest und lässt sich schwer vertreiben. Da hat sie für das verzweifelte Ringen nur ein kaltes Lächeln und den starren Blick der leeren Augenhöhlen. Es rührte sie auch nicht im geringsten, dass Mutter und Tochter oft hungrig ins Bett krochen, um nur das Kind sättigen zu können.

Der kleine Lorenz aber starb nicht an Elend und Mangel. Wie das Hungerblümchen in kargem Steingeröll erwächst, so schlug auch er trotz aller Dürftigkeit Wurzeln und klammerte sich mit den schwachen Fäserchen an das bisschen Erdendasein. Von den beiden Frauen mit schmerzlicher Sorge gehegt und betreut, wuchs er dem feindlichen Leben entgegen.

Aber er blieb ein Sorgenkind . . . ein bleicher, scheuer, furchtsamer Knabe.

So reihten sich die Tage aneinander. Und aus Tagen und Wochen schmiedeten sich neue Jahresringe, die in ihrer Einförmigkeit wie eine Last wuchteten — und doch wieder die Notgemeinschaft der kleinen Familie aneinander ketteten, sodass sie um so enger zusammenrückten, um ihre gegenseitige Wärme und Liebe zu spüren.

Aber sie vermochten es nicht, Frau Sorge, die sich mit zur Familie rechnete, aus ihrem kleinen Kreis herauszudrängen. Die behauptete ihren Platz und lächelte schadenfroh.

Dafür wurde eines Tages ein anderer Platz leer. Die alte Mutter hatte schon lange jegliche Arbeit aus den müden Händen gelegt. Es ging einfach nicht mehr. Ihre Kräfte schwanden rasch. Immer hinfälliger ward sie, das Gehen wurde ihr beschwerlich. Die Augen, die so viel heimlich geweint hatten, kündeten den Dienst auf!

Still sass sie meist in dem alten Sessel in der Ofenecke, den Rosenkranz in den altersschwachen Händen, zuletzt fast immer schlafend. Bis sie einmal nicht mehr aufwachte — und den Sessel mit dem Armensarg vertauschte!

Mit trockenen Augen stand Suse an der Leiche der Mutter.

Sie konnte nicht weinen, die Tränen verbrannten, ehe sie ins Auge traten.

Nun erst war sie ganz verlassen! Das treueste Herz, das Leid und Schuld und Not mit ihr getragen, das mit allmächtiger Mutterliebe sie getröstet und aufgerichtet hatte, war von ihr gegangen und liess sie allein!

Scheu blickte der fünfjährige Lorenz auf die tote Grossmutter, die steif und starr und kalt im schwarzen Sarge ausgestreckt lag, ein friedenvolles Lächeln der Erlösung auf dem verrunzelten Gesicht. Als die schwarzen Männer hereinstampften und den Sargdeckel zunagelten, versteckte er sich vor den dröhnenden Hammerschlägen hinter das Bett.

Wie ein böser Traum ging die nächste Zeit an Suse Graf vorüber. Sie konnte sich nicht an den leeren Platz in der Herdecke gewöhnen. Oft fuhr sie von der Arbeit empor und sprang auf, um nach der stillen geduldigen Mutter zu sehen — und sank wieder auf den Stuhl. Schlug die Hände vor das Gesicht. "Mutter! Mutter!"

Aber unbekümmert um Sterben und Scheiden ging das Alltagsleben seinen gewohnten Gang und stellte seine Forderungen. Arme Leute haben ja keine Zeit, ihrer Trauer lange nachzuhängen. Sie müssen arbeiten, wenn sie leben wollen!

Für das junge Weib begann eine Zeit schwerer

Not. Es hiess nun doppelt schaffen, um sich über Wasser zu halten. Sie und das Kind konnten nicht verhungern.

Es mussten auch Schulden abgetragen werden. Zwar der Pfarrer verlangte keine Beerdigungsgebühren; aber Totengräber, Küster und der Sarg wollten bezahlt sein.

Ihr Bruder Anton war nicht gekommen, der toten Mutter den letzten Liebesdienst zu erweisen — ebenso wie er beim Tode des Vater fern geblieben war. Sein Regiment war im Manöver. Die Entfernungen waren so gross und die Verbindungen so mangelhaft, dass er die Nachricht erst spät erhielt und auch nicht rechtzeitig hätte zur Stelle sein können.

Nach zwei Wochen schrieb er einen Brief, in welchem er mit dürren Worten den Tod der Mutter beklagte. Und gefühllos hinzufügte: "Aber die alte Frau hat ja doch nichts als Arbeit und Plage gehabt. Und zuletzt noch Schande von der eigenen Tochter . . ."

Die Lesende presste die Lippen aufeinander. Ein wütender Schmerz schnürte ihr die Brust zusammen. Bohrte in ihrem Gehirn.

Er habe jetzt keine Lust mehr, in die Heimat zu kommen, so schrieb Anton weiter. Beim Militär könne er es zu etwas bringen. In Kürze würde er sich mit der Majorsköchin verheiraten. Die habe sich ein hübsches Sümmchen erspart; sie gäbe später eine feine Frau Wachtmeister! Wenn die Schwester ihm hundert Mark schicke, wolle er auf sein Erbteil verzichten. Suse könne dann alles für sich und ihren Jungen behalten. Das alte Nest und die paar Brocken seien doch nicht mehr wert.

Mit bitterem Achselzucken legte Suse das Blatt hin. Hundert Mark? Ebenso gut hätte er eine Million fordern können! —

Seit der Platz im Ofenwinkel leer war, machte Frau Sorge sich noch breiter als sonst und blies gar oft das Herdfeuer aus. Sie beugte sich nachts über die Schlafenden und hauchte sie an mit ihrem kalten Atem; hockte wie ein Alp auf der Brust des jungen Weibes, dass es aufstöhnte wie unter erstickender Last.

Ein harter Winter brach herein. Durch die Fensterritzen drangen Regen und Zugwind. Von den kahlen Wänden sickerte die Feuchtigkeit. Lorenz fror in dem dünnen Röckchen, aber seine Mutter hatte weder Kohlen noch Holz. Nur das Reisig, das sie alle paar Tage im Walde sammelte.

Die Dorfleute kümmerten sich nicht viel um die Einsame. Suse hatte sich all die Jahre so sehr in sich selbst verkrochen, mit geradezu ängstlicher Scheu die Berührung mit anderen möglichst vermieden, dass man es ihr gehässig als Hochmut auslegte; umsomehr, als sie äusserlich die Stirn aufrecht trug und es nicht über sich vermochte, geduckt und demütig bittende Hände auszustrekken — wie es einer "Gefallenen" zukam! Das verziehen ihr die Engen und Kleinlichen und Harten nicht. Und bei den Wohlwollenderen zertrat es die laue Teilnahme vollends.

Gut, mochte Gräfin Suse sehen, wie sie sich und ihren Jungen durchschlug! Wer sich ausserhalb der Gemeinschaft stellte, sägte sich selbst den Ast ab, auf dem er sass. Den stiess diese Gemeinschaft feindselig von sich!

So war um die Verfehmte ein breiter Ring von Kälte und Entfremdung geschaffen — nicht ohne ihr eigenes Zutun in abwehrendem Trotz und Verbitterung. Und in dieser Kälte erfroren die spärlichen menschenguten Regungen, die für lie Mutter letzten Endes die Wiederaufnahme in die warme Dorfgemeinschaft bedeutet hätten, die für das "landfremde" Kind das Einwurzeln in ein Erdreich bedeuteten, das ihm im Grunde Heimaterde sein sollte.

So sass das junge Weib herzenseinsam im kalten Stübchen, beim trüben Winterlicht bis in die Nacht hinein über die Maschine gebeugt und nähte — nähte um das bittere Brot der Hemdennäherinen.

(Fortsetzung folgt)

O seliger Kinderglaube

(Fortsetzung von Seite 20)

und unterhielten sich unterwegs über nichts Anderes als über ihre Briefmarkensammlungen. Ganz in diese Unterhaltung vertieft, fuhren sie mit ihrer Schiebkarre wieder dem Hotel zu, ohne zu merken, dass die Eltern Johns ihnen entgegen kamen. "Er geht!" rief John's Mutter aus. "Selbstverständlich," sagte Richard. "Ich wusste, dass die Mutter Gottes helfen würde. Sie hat auf diese Weise schon vielen geholfen." Unterdessen stand der Doktor, ganz bleich und ganz in Gedanken versunken nebenan, und schaute bald wieder auf seinen Sohn, bald wieder auf die nunmehr unnötig gewordenen Krücken in der Schiebkarre.

O SELIGER KINDERGLAUBE! "WENN IHR EUCH NICHT BEKEHRET UND WERDET WIE DIE KINDER, DANN WERDET IHR IN DAS HIMMELREICH NICHT EINGEHEN." Mat. 18, 2. 3.

Frei übersetzt aus "Timeless Topix."

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Vol. XIV. Nov. 1945. No. 2.

Between You and Me . . .

I would like first of all to thank all those who made use of the inserts which appeared in the last issue of the Marienbote. The response was certainly an indication of a whole-hearted desire to support the magazine, Catholic Books, and the Catholic Press. We have every intention of improving the Marienbote and of publishing other Catholic Books. But to do all this means that a wide circulation of such magazines and books is necessary. We will continue to solicit your support and you may be quite certain that we appreciate all that you have done and will do for us. Incidentally those of you who intend to send the Marienbote as a Christmas Gift to friends should send such names to us as soon as possible so that they may receive your gift shortly before Christmas. Here you have another means not only of sending your friends a most welcome gift, reminding them of you throughout the year, but also of supporting and encouraging the reading of good Catholic literature.

Perhaps the November issue is going to reach you a little later than usual. If it does, we wish to apologize for the delay. In any case the Seasonal Thought for the month is one that can be read with personal profit at any time of the year.

"Shall I Be A Priest?" is a question that confronts many young men. Some face the question frankly and seek to answer it according to God's plan. Others hesitate and shirk the final decision, fearing something or other. In his article the Most Rev. R. J. Cushing, D.D., Archbishop of Boston, explains the qualifications and vocation very clearly.

"Roses on his doorstep" provides the story for the month This month the topic is much the same as one of last month's articles but the angle and setting are quite different. The author, C. J. Russell, should be quite familiar to many of you for we have had other stories from him before.

"The White Rosary" by Maurice Buckley, O.M.I., is a beautiful story about a Catholic peasant family in Mexico.

And so having introduced you to the titles and made you feel at home with the writers, I can but leave you to enjoy the contents of this magazine. Au revoir.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

Seasonal Thoughts

The Communion of Saints

There is a very sound reason why the words "communion of saints"in the Apostles' Creed follow immediately after the words "the Holy Catholic Church." We profess our faith in the Holy Catholic Church, which is the visible society founded by Christ for man's eternal salvation. Contrary to the notion of most Protestants and most moderns who in some vague way wish to be "followers of Christ", the true Church is a definite organization with a definite form of government. At its head is the Chief Bishop, the Roman Pontiff or Pope, and under him and governing the church with him are the bishops throughout the world. To this Society have been committed the divine truth which men must believe, the divine Sacraments and Sacrifice, and the right and duty to teach, direct or govern, and sanctify men.

But the Church is even more than all this. She is a spiritual and mystical Society whose Head is Christ; she is directed and guided by the Holy Ghost who is ever present with her. She is made one as the mystic Body of Christ, united throughout all her membership by the bond of supernatural love and supernatural life which is present in the souls of all who are in the state of grace. She is not limited in membership to this earth, though ordinarily when we speak of the Catholic Church we refer to those who are united together here on earth under the Supreme Pontiff and the bishops. In a mysterious and very sacred manner she embraces the members on earth who are called the Church Militant because they still must struggle against the world, the flesh, and the devil before attaining eternal happiness; the suffering souls in Purgatory, called the Church Suffering, who must be purged of all dross of sin and punishment before they are admitted to the vision of God; and even the blessed in heaven who are the Church Triumphant, because they have triumphed over sin and are now enjoying the heavenly victory.

When we profess our faith in the Church in this beautiful and mysterious sense we implicitly believe in the communion of saints, for the communion of saints embraces all the Church united by the visible and invisible bond.

The communion of saints is the divine comradeship among all members of the Church made one through Christ and in Christ. In varying degrees, with a diversity of gifts and diversity of function, all partake of the gifts and spiritual good things of Christ. They are governed by the Holy Ghost,, the Spirit of Christ, and through and with Christ they are intimately bound up with the entire Trinity.

This mysteriously sacred doctrine of the communion of saints expressed in the article of faith in the Apostles' Creed, is found in St. Paul who devotes an entire chapter in his letter to the Corinthians to explain it. We can quote only a few lines: "For as the body is one and has many members, and all members of the body, many as they are, form one body, so it is with Christ . . . Now you are the body of Christ, member for member." In this body there is diversity of function, diversity of gifts, as in our natural body; there is no dissension but rather harmony between one member and the other, "that the members may have care for one another. And if one member suffers anything, all the members suffer with it, or if one member glories all the members rejoice with it."

This is true of the members on earth for the Church suffers and all her members suffer with her, when her members are persecuted in any part of the world. In fact we rightly say that the Church is persecuted in Russia and elsewhere; we do not say that some Catholics or some Catholic priests or nuns have been persecuted; the whole Church is persecuted when any of her members are victims of tyranny or persecution. Likewise all the Church glories in the triumphs of her conversions, in the heroic virtues of her favored souls, in the victory of her martyrs in any land.

The Church constantly suffers with the holy souls in Purgatory and therefore she prays for them, offers indulgences for their release, and the faithful offer their individual prayers and good

(Continued on page 30)

SHALL I BE A PRIEST?

The "Bishop of the Missions" challenges the Catholic youth of America. Have they the courage to heed the call of Christ and become His partners in the salvation of souls?

By MOST REV. RICHARD J. CUSHING, D.D,
Archbishop of Boston

One desire of Almighty God that we are absolutely sure of is His will to save all men. He wishes all men to be saved and to come to the knowledge of the truth. So earnest is God about that that He thought it worthwhile to become man, to suffer and to die a very ignominious death in order to accomplish it.

God so loved the world that He gave His only begotten Son that everyone who believes in Him should not perish but have life everlasting." And the tender hope of Our Lord Himself was that by dying He might draw all men to know, love and serve Him on earth and be eternally united to Him in Heaven.

This, indeed, is the only purpose for which we are created — to give glory to God both in time and eternity, and anyone who does not do this is an eternal failure. "And if," says Our Savior, "I am raised up from the earth, I shall draw all men to Myself," and the Gospel adds, "He said this signifying what death He was to die." God, then, craves for the souls of men; He craves for their service and their love. He wants not merely one nation or one generation; He wants all men. Nothing less will satisfy Him. It was for this He died. For this He founded His Church.

But do all men know God? Do all men serve Him and love Him? By no means. We are told that there are more than one billion souls who have never heard the name of God, or who know nothing about God or who, as far as we can know have no affiliation with any religion that professes to serve God. In our own land we are told that over seventy million people are not identified with any form of religion, belong to no church.

God has done His part. He has founded the Church and established the priesthood with full power to save men. Why then, after two thousand years, are there far more people who don't know God than there are who know Him? The ways of God are inscrutable and we cannot solve all the mysteries of His Providence. But, using the lights He has given us, we may state that one of the reasons for the appaling number of irreligous people in the world is the lack of priests. God could have used many means to enlighten and save souls. He could send angels to teach them the Faith; He could flood their minds with irresistible light which would show them the truth in a flash. But that is not His way. He has chosen a much simpler and more human plan. He appoints men to teach and sanctify them. St. Paul, in his epistle to the Romans, teaches this truth very forcibly. "Every one who calls upon the Name of the Lord will be saved," he says, "but how can they call upon His name if they do not believe in Him? And how can they believe in Him if they have not heard of Him? And how will they hear about Him unless someone preaches to them?"

Men, in the ordinary course of God's plans, cannot know of God unless someone teaches them. And this someone is the ordained priest, the ambassador of Christ. That is the reason we have for saying that the present religious state of the world is somewhat explained by the inadequate number of priests. They are needed at home in practically every section of the country. They are needed, terribly needed, in devastated Europe. Asia and Africa have a population of about nine hundred and thirty millions and they have only about one priest for every one hundred and twenty thousand people. Our military and naval authorities are endeavouring to assign a chaplain, priest, minister or rabbi to every twelve hundred men in the armed forces. We have over four thousand priests already serving as chaplains, commissioned and civilian, but at least one thousand more are needed. Furthermore, we hesitate to think of the scarcity of priests resulting from the war. Thousands of them have died or were murdered in European countries, thousands of others who were preparing for the priesthood, were killed or maimed on many fronts of the global war.

Where are the priests to come from? Not from devastated Europe. America looms as the greatest hope. The Holy Father is calling out for volunteers for God's service; he even says that priests should be sent to missionary lands even if there is danger of shortage at home. But in this country there is no grave danger of such a shortage. There are enough suitable boys in the United States at this moment to man a large number of missions without drawing a single one from the home dioceses. And why do they not go? Why, indeed? They can become priests if they wish; if they love Christ sufficiently; if they have a proper esteem for the value of human souls.

This doctrine may seem strange and new to many good and generous boys. Perhaps many of you are saying: "If God wants me to become a priest or a brother He will indicate His will by an internal inspiration, by some holy attraction, by some interior call to the priesthood." This is not true. God does not bring boys to His Service by this means. His plan is much simpler. He leaves the matter in your hands to a far greater extent than this. All that is required of an aspirant to Holy Orders is a right intention and such fitness of nature and grace, manifested in integrity of will and sufficiency of learning, as will give a well founded hope of his properly discharging the obligations of the priesthood. Consequently, there is the duty of seeking candidates for the vocation rather than candidates with a vocation — that is, boys and young men must be looked for, who, by their piety and fitness, give promise of being worthy of the divine gift received from the ordaining prelate.

It all amounts to this. If you have average intelligence, a docile and open disposition, good solid piety, a desire to serve God and souls, you can become a priest —if you wish. You may not be bound to do so, but you can do so. If you become a priest of God it will be a free gift. He will not draft you into His service. You have the choice. It is for you to take it or leave it.

What then, you ask, is necessary to become a priest? The question is easily answered. And the answer is the teaching of the Church. You do not need to feel any interior inspiration, or attraction or "call" from God. All you need is a good intention, average ability, sound health, good natural disposition, manliness and the desire to acquire, during your high school, college and seminary course, the sanctity which is necessary in the priest. That is all. If, on the advice of a prudent advisor, you find that you have these gifts of nature and grace, then there is nothing on earth to prevent you from preparing to be a priest.

Thus, you see, it is a much simpler matter than perhaps you thought. There are many, very many, good men in the world today — doctors, lawyers, business men, farmers — who, if they had known this in time, would have made good and holy priests and would have saved many souls. There are hundreds of boys in our colleges and high schools who can become priests if they only made up their minds to do so. The Oblates of Mary Immaculate, with their manifold works at home and in the mission fields, like every missionary community are praying for these lads.

Perhaps Christ calls you who read these lines to answer the need. If so, what are you going to do? Refuse? Of course, you are free to refuse, for a vocation is an invitation, not a command; but would you want the sad eyes of the Lord haunting your whole life? You may make your mark in the world; you may one day be featured in magazines dedicated to the great god Success; but, in the end, what? Christ called you to dispense His mysteries—to work the wonder of His daily bringing down on earth His Body and His Blood by whispering over a morsel of bread and a chalice of wine; to lift the burden of sin from weary and desperate souls with the "absolvo te;" to exercise the mystical fatherhood of souls by prayer and preaching and the example of a blameless life. And you shut your ears to the

sweet, low voice of Jesus. So, in spite of all your prosperity, you have always felt in your inmost heart an unrest that would never be quieted, longings that deepened as the years sped on and, in the end, there comes over you a feeling of frustration. For you missed your destiny. If the priesthood is the crown God has prepared for you, what a loss, and one day what remorse, if you refuse it!

—Oblate World.

The Communion of Saints

(Continued from page 27)

works for them. In mysterious wise her influence extends to these souls though she does not direct and govern them as she does the faithful on earth. And these souls too are united to us, knowing our needs and the needs of the whole Church, and praying to God for those whom they left behind at death.

The Church glories in the triumph of the saints in heaven. Their triumphs are her triumphs, for through her and the grace found in her they have passed from this life to eternal glory. The Church honors them through prayer and especially through the Holy Sacrifice. She bids the faithful pray to them for help in their needs, to place themselves under their protection, and most important of all, to imitate their holy life. The saints in turn are aware of our needs, they harken to our prayers and relay our petitions to the throne of God. Powerful is their intercession before that great throne of majesty.

The entire Church, on earth, in purgatory, in heaven, gives thanks to the Triune God, adores Him, loves Him. We do this most especially through the Holy Sacrifice of the Mass, the priest offering the Body and Blood in union with all the Church on earth, whilst the blessed and angels in heaven honor Christ as their King and pray to God in the name of Christ their Lord. All are one through Christ and in Christ: nowhere is the thought expressed so well as in the Holy Mass: "through Him, and with Him, and in Him." Our common bond is Christ. Only through Him do we have the Church, visible and invisible, only through Him do we have access to the saints in heaven and the suffering souls, and they to us. Through Him we are one, member for member, and all are one with God.

ROSES ON

Clara ran all the distance from the street car to the apartment building and saw with relief that Jimmie had lighted the lamp.

The little twelve-year-old brother was more or less on Clara's mind all during her day at the office. Those last few minutes on the street car at night, though, were moments of quiet desperation. Suppose there was no light! Suppose Jimmie had not come home from school! Suppose — oh, there were a hundred and one dreadful suppositions that shot through her mind. Once in a while at these times she would decide firmly to forego the happiness of having Jimmie with her and put him in some boarding school. The public school teacher had suggested that. But with characteristic shrewdness, Clara realized that there was a personal element in the teacher's recommendation because Jimmie, said Miss Tee sourly, was something of a problem child.

He wasn't; not really, Clara told herself with pink cheeks. He was lazy and mischievous and noisy but he was no problem child. Like last night, for example, while she had prepared their dinner-for-two, she and Jimmie both heard the young man in the apartment above unlock his back door. It meant that he was going to take that mammoth black cat for a walk on the chain. Jimmie had snapped his fingers at Towser, his nondescrpt dog. Just as the neighbor passed their rear door, Jimmie casually opened the door and Towser with hilarious glee and shrill yelps mixed in with the passing cat.

The cat, startled at the speed of the onslaught, first tore up Joe Tracy's body, clutching and scratching as he climbed. From the vantage point of Joe's curly head, the cat sprang on Towser's back, all claws set for business. Towser yipped; the cat snarled and the young man said words that shocked Clara and tickled Jimmie into fits of boyish laughter.

"Oh!" Clara had yelled above the din that was far from an orchestral din, "I'm so sorry, so very, very sorry—"

"I think you should be! I'll have that cur taken up for dog meat. And you, you young scalawag — I've seen you throwing those snowballs into opened windows all winter! You—

HIS DOORSTEP

you." Evidently his excellent vocabulary could find no words bad enough to fit Jimmie.

Clara was vexed at Jimmie. The young man had rented the apartment above on a sublease, and Clara had been very much interested in him. She had watched for his name to appear on the vestibule letter boxes and when she saw Joseph A. Tracy, she guessed that his middle name was Aloysius (which it was, too!) and she knew on Sunday when she saw him at ten o'clock Mass that her guess had probably been right. Joe Tracy came home earlier than Clara each evening and around eight or nine o'clock went downstairs to the parkway where his car was waiting and climbed in: the picture of what the perfect guest wears—faultless tuxedo, white muffler and well-cut ten dollar shoes. Until last evening, he and Clara had never exchanged a word. Their initial conversation had nothing of Romance in it, certainly.

But Clara was not thinking of any of this now. Her mind was solely on her brother Jimmie, Jimmie was at least home from school and everything was well.

Jimmy was crouched in the easy chair under the lamp, his eyes intent on a history book. He looked up at Clara casually. "Hi, Sis."

"Hi," she managed to reply carelessly as if she had never let an idea of worry about him cross her mind. "How did school go today?"

"Mmmm," he muttered, bending his head again.

Of late, that had been his stock reply to all questions "Mmmm." It was not especially enlightening, meaning neither yes nor no as far as Clara could make out.

"Did you do well in school, Buddy?" she asked.

For reply he drew a letter from his history book.

"The Ol' Crab wrote you another note. She says I'm incorrigible. I read it. And she says if I don't get a hundred in the history test tomorrow I'm going to be sent right down to Ol' J.P. Thatcher himself and he'd fire me outa school on my head. That's what she says."

By C. J. RUSSELL

Clara read the note with sickening terror. If Jimmie were to be put out of school, what would she do? What could she do? The only parochial school was two miles distant and there was no other school any place nearby except this one public school branch. For weeks she had been making special petitions to the Little Flower about Jimmie. Now as she washed her hands and tied on the crisp little organdie apron to prepare dinner, she found herself talking to the good Saint Therese. Fiercely, this time. Not supplicatingly at all!

"Aren't you even listening to me, Saint Therese? You know how important it is that Jimmie do well in school. He has no father to make things easy for him, to hold him in check. He will have to get out on his own and make his way and how can he do that if he has no education. You can't answer that, Saint Therese, because there isn't any answer."

She put the water on to boil and pared the potatoes swiftly. She poured an extra spoon of salad dressing on top of Jimmie's salad. It was the only way he would eat lettuce without loud complaints. Jimmie was lounging beside the stove now, watching her.

"They had a luncheon today in the domestic science room and do you know, they fixed radishes to look like little roses, Sis."

"That was nice," Clara said.

"Kinda silly, I call it. A waste of time," he commented, going into the living room again to switch on the radio.

"Roses," Clara said sorrowfully. "They tell how you said you'd drop a shower of roses, Saint Therese, after your death. I wish you'd drop just one little rose in my path, someway or other, so I'd know you were listening to me, Saint Therese. I don't ask for any shower. Just one. I'd know if you were listening, you'd do something about everything pretty soon, Saint Therese."

She went to the living room door. "How did they make those roses, Jimmie?"

He scowled at her and bent his head closer to the loud speaker. Then the feature was apparently at an end and he asked, "Huh? Roses? What roses, Sis? — oh, the radishes? Oh, I don't know, Silly, eh?"

He flicked the button and another feature started.

Clara returned to the stove and started mixing a quick chocolate pudding. She put in the two cups of milk and emptied a box of pudding powder over it, stirring vigorously.

"Yes, Saint Therese," she said in desperate silence, "just one little rose in my path would help a whole lot. It's so awful to be alone, Saint Therese, to decide things and there never seems any choice about anything anyhow."

She walked thoughtlessly to the kitchen cupboard and picked out a box of chocolate pudding powder and thumbed the flap mechanically.

With a quick gesture she poured the pudding mix on top of the milk. Then she remembered that she had already put the first box of pudding powder into the milk.

"Oh, Oh! How did I ever — now it'll take another two cups of milk to take up this box — oh, oh!"

With milk sixteen cents a quart this was going to be an expensive dessert.

She and Jimmie were at the table when the back door buzzer sounded. Clara lifted the shade and looked out into the dark. There was the upstairs neighbor, Joe Tracy. Clara unlocked and opened the door.

"How do you do," she murmured formally.

Jimmie jumped to his feet. "Don't you touch him! Don't you lay a finger on him, do you hear me? I — I'll get a cop, I will — I, he —" He clutched the surprised Towser's neck and held him close to his heart.

"What's the matter?" asked Joe, his hands behind him.

"Oh, Jimmie!" wailed Clara. "You see, Mr. Tracy," she explained to the caller, "you said you'd have Towser taken up for dog meat and I think Jimmie must have — uh — believed you or — or something —"

Joe Tracy threw back his head to laugh heartily. "Well! Did I say that, Bud? I'm sorry. I didn't mean it. I was only — sort of — well, let's say — put out for the moment. What with that doggone Sooty climbing up my person and digging long nails in at every step of the ascent. I owe you an apology, both of you, I'm sure. I never thought of making one until just now when I got home and found these roses outside my door."

"Roses!" exclaimed Clara.

"Yes, You see, my only sister was married this morning and I ordered these roses sent to her at seven this morning. Either the florist is crazy or I am — anyhow, they sent them to me at seven tonight and here they are. I wonder if you'd accept them — Sis has gone to camp with her new husband and she'll never see them now."

Clara held out her hand and took the roses, a veritable shower of gorgeous blossoms.

" 'n why aren't you in camp," asked Jimmie.

"Oh, Jimmie!" said Clara.

"It's a fair enough question, Miss uh—" said Joe Tracy. "I'm an oculist and so they thought I'd be more useful here than fighting. Personally, I tried to enlist but they shot me up to my office again — across from Holy Angels School — do you know where that is, Youngster?"

"Sure. It's where I'd like to go, only it's too far," Jimmie said.

"Why don't you ride over with me every day in my car? I'd be glad of the company," Joe said easily.

"Hey! Do you mean that?" yelled Jimmie.

"I surely do. And if you wanted to earn a little pocket money after school, you could give me a hand in the office. I can't get hold of an office attendant for love or money— not that I could ever love the few who've applied and sniffed at the fifteen a week which is all I can pay right now."

A TREE IS BORN

By Father John F. Walsh

A little acorn hid its head
And went to sleep in nature's bed.
It slept while that it might be
In God's design a mighty tree.

And to her breast this tiny seed
Kind mother nature took to feed.
For nourishment she gave it air,
The gentle rain, and sunshine fair.

And thus was born a forest child,
At first quite awkward, somewhat
 wild.
It seemed so happy, buoyant, free;
For soon it would be called a tree.

This tree, at first a slender twig,
Has now become so very big,
That leaves profusely form its hair;
And birds by thousands nestle there.

So wondrous is this work Divine
That now we see within each line
The poet wrote, who loved each tree,
A proof of God miraculously.

"Well, that would surely solve everything if it isn't too much trouble for you." said Clara. "He doesn't care for the public school —"

"And they don't care for me," snickered Jimmie. "In fact, I'm Problem Child Number One over there and they're about to kick me out, Mister Tracy."

"That's bad," said Joe, running his broad hand through his red hair. "That's — why, that's terrible, Youngster. What's the matter with you, anyhow?"

"Well, the Ol 'Gal sits me in the back of the room and then she writes real little and neat on the board and I can't see what it says and when I can't answer the tests, she says I'm dumb."

"Have you been sent to the school doctor for a check-up on your eyes?" asked Joe.

"I'm in the branch and there's no doc over there."

"Read this," said Joe, picking a card from his pocket. At Jimmie's handling of the card, Joe nodded. "Yes, he is a bit near-sighted. He ought to hold that fourteen inches from his eyes and he has it about eight. Of course, he's having difficulty in school because he can't see. He needs glasses."

"And you sell 'em," said Jimmie suspiciously.

Joe laughed cheerfully. "Oh, no, I don't. I tell you, I'm an oculist. I don't sell a thing but service. But I wouldn't charge my office assistant anything for testing and fitting his eyes — if I had an office assistant. How about it Buddy?"

"Buddy! I'm Clara's brother — not yours," Jimmie said clearly.

Joe looked baffled. "We-ell, maybe I was a little too quick with the buddy-stuff, eh? My red hair is always getting me into trouble. And Sooty got me into more. But Sis has taken her beloved cat along with her. And I'm glad."

"And so's Towser, I betcha," said Jimmie.

But Clara was not listening to them now. She was putting the third chair at the table and dishing out a generous helping of the chocolate pudding. "Well, Saint Therese!" she was saying in her heart, "to think I ever doubted that you'd help a girl who asked for help! I'm certainly ashamed of myself, Saint Therese. I certainly am! Do you — do you care for chocolate pudding Mr. Tracy — er — I mean, Doctor Tracy?" she asked aloud.

"Just put another spoon in that dish and shove it over," suggested Joe Tracy, grinning at her amiably. "Boy, boy! Chocolate pudding!' '

FOR US ALL

Whatever the attitude of scientists may be, their international influence is beyond question. An American soldier wounded in the Far East owes his life to the Japanese scientist, Kitasato, who isolated the bacillus of tetanus. A Russian soldier saved by blood transfusion is indebted to Land-Steiner, an Austrian. A German soldier is shielded from typhoid fever with the help of a Russian, Metchnikoff; a Dutch Marine in the East Indies is protected from malaria because of the experiments of an Italian, Grassi; while a British aviator in North Africa escapes death from surgical infection because a Frenchman, Pasteur, and a German, Koch, elaborated a new technique. In peace as in war, we are all beneficiaries of the scientists of every nationality. From birth to death we are surrounded by an invisible host—the spirit of men who never thought in terms of flags or boundary lines and who never served a lesser cause than the welfare of mankind.

DO YOU EVER THINK OF IT?

St. Luke, in the Acts of the Apostles, quotes St. Paul as saying: "The Lord is not far from any of us, for in Him we live, move and have our being."

The fish are not closer to the water in which they swim, and without which they would perish, than we are to God. His presence demands our attention in all places; His greatness deserves our praise; His omnipotence, our respect; His charity, our admiration; His goodness, our love; His mercy, our confidence; His liberality, our gratitude; His justice, our fear; His providence calls for an abandonment of ourselves to all His designs concerning us.

During one of the desperate battles on Guadalcanal, a Japanese grenade landed squarely among the three members of an American mortar crew. But before the grenade exploded, one of the soldiers threw himself on top of it. Thus, although he was nearly blown to pieces himself, he saved his companions from injury. When, almost miraculously, it seemed, the horribly wounded boy had recovered, a chaplain asked him why he had made this sacrifice. He replied, "Padre, I had gone to confession and I knew I was ready to die. I didn't know about those other two boys."

That man is rich who possesses thoughtful, tactful friends with whom he feels safe when present and in whose hands his honor is secure when he is absent. If there is no loyalty, there can be no true friendship.

The White Rosary

A pastoral of the New Mexico Scene

Warm, golden sunlight basked the modest home and fertile fields of Don Viterbo as he stepped off his veranda one day in late spring. The warmth of the New Mexico sun seemed to penetrate his very being and kindle within him quiet fires of peace and contentment. A busy toothpick sought out the remnants of the substantial and tasty noonday meal which his daughter, Juanita, had adeptly prepared for him.

A slow smile spread across his regular, sun-tanned features as he thought of Juanita . . . his Juanita. "Never before," he mused, "had a father been blessed with such a daughter." His gaze settled over the acres of ripening grain, and he knew from past seasons that it would be Juanita who would take over during the harvest. Juanita would see to it that the other members of his household, sisters and brothers, would share the burdens of the harvest and the crops stored away, with time to spare, before the winter's snows settled over the landscape. Tractors, harvesters, binders, plows and rakes were no strangers to this daughter God had sent him. However, she was as deft in housework and home-making as her loving and gentle mother.

Little knick-knacks and lace curtains around the house told him of her gentle womanliness and her little altar to the Santo Nino de Atocha with fresh flowers always on it, in season, spoke to him of her piety and her solid deep-rooted faith which he knew had kept her heart and soul as fresh and clean as the health bloom on her cheeks. "Not beautiful," he thought, "as some would judge beauty but she had all those traits of character that make worth and a smile that was as contagious as the measles which sometimes come to the little children of the neighborhood."

Slowly he turned all of this over in his mind as he walked leisurely toward the barns. His path took him past the storerooms filled with jam and jellies, beans and corn, "put up" by his Juanita . . . always Juanita. Everything around the place spoke to him of Juanita. As he turned south around the corner of the store house, a quarter acre of well-spaced, blooming flowers met his gaze; flowers for the altar of the Santo Nino; yes, even flowers for the big church of St. Joseph in the city almost thirteen miles away . . . and the flowers were just Juanita's pastime!

Don Viterbo, whose father could read without glasses at eighty-one, felt old at sixty-eight but times had changed a lot; people lived too easily these days, what with cars and sweets brought from the town and moving pictures which were so hard on the eyes. True, he had seen two or three moving pictures but they hurt his eyes and made his head ache, and after the last one he had promised himself not to go again and did not. Well, he could not put in twelve and fourteen hours a day in the field anymore as he used to, but after all, had not God given the support of Juanita to him and his wife in their old age?

"Bendito sea Dios" . . . "Blessed be God" who had been so good to him. Tears of joy and gratitude welled in the eyes and heart of Don Viterbo. Little did he dream on this bright, sunfilled day that soon, very soon, his Juanita would depart from under his roof.

Don Viterbo was halfway across the yard that separated the house from the barns when his three hounds began to bark excitedly. He looked up just as the familiar "Ford" of the Padrecito entered the lane leading from the road to the house. He turned around and hastened toward the car just as it was pulling to a stop, amid little puffs of fine New Mexican adobe dust.

As the "Padrecito" alighted, he was met by the outstretched hand and warm sincere smile of Don. Always welcome was the priest. Never had come a Padre to the house of Sandovals who was not an honored guest, and priests came frequently to the house of Don Viterbo, for they too had quickly learned that Juanita knew just what would best suit the Padre's appetite as he ate a combined breakfast and dinner after his late Mass. Why, only last month, had not five Padres come to his ranch? That was after the funcion . . . the patronal feast down at the church of San Antonio and all five had been loud in their praise of the banquet that Juanita set before them.

"Llega, Padre, llega" . . . "Come in, Father, come in." Don Viterbo beamed his welcome as he held the door open for the priest. Inside, Padre Carlos greeted Dona Manuelita with a Buenos dias, Senora! and "Hello, Juanita . . . Dolores . . . Mary,"

to the three maidens that graced the Sandoval household.

"What news have you from your son Gilberto?" the Padre asked Don Viterbo after all had been seated.

A slight cloud dimmed for a moment the sparkle of Spanish eyes as Don Viterbo answered, "Mi hiyito no ha escrito" . . . "My son has not written for two weeks now, Padre, but in his last letter he told us not to worry, that not much fighting was going on where he is stationed. I placed him in the care of the Santo Nino and Nuestra Senora de Carmen and I know he will be all right."

After a few moments of war talk, Juanita and the Padre exchanged knowing glances, for Padre Carlos had come today for a very special reason. That morning Juanita had been down to the mission for Mass and Holy Communion, and afterwards had come around to the sacristy to confide to the Padre her secret. It was at her request that the Padre came by today to tell her father what she knew would be a blow to him.

Don Viterbo felt a change in the atmosphere, especially when Juanita, with a slight nod, left the room followed by her mother and sisters.

"Don Viterbo," Padre Carlos began slowly, "God has been very good to you."

"Si, Padre" — "Yes, Father, that I know; how often have I thanked mi tatita Dios for His generosity to this, His unworthy servant."

By **Maurice Buckley,** O.M.I.

"And God has blessed you even more than you know," continued Father Carlos, "for today one of your daughters came to me, telling me of her desire to enter the convent of the good Sisters down in Santa Fe." The Padre had not been wrong in his estimate of the effect that this statement would have on the aging Don.

Don Viterbo's mouth relaxed and his lips parted slightly. He faltered with the question, "Not . . . not . . . my Juanita, Padre?" He was hoping that this was not true.

"Yes, Don Viterbo, Juanita has for long felt the call to dedicate her life more completely to God and certainly she has every qualification, but you and Dona Manuelita must give your consent."

Although Don Viterbo seldom smoked, he now fumbled for a cigar and with unsteady hands finally managed to light it.

There was not much more to be said. After a few minutes of one-sided conversation about the weather and crops, the Padre arose. He had to drive over to the Trujillos to see that Dona Maria's new-born baby, who had entered this world with little physical strength, would be quickly fortified for the life to come by the life giving waters of Baptism.

Don Viterbo, as always, accompanied the Padre to his car and wished him a good trip and a quick return. He smiled now through tear-misted eyes as the Father departed, accompanied by the baying of the hounds. Don Viterbo entered the house, took down his hat from its peg, and strode out without a word. Across the yard, he skirted the barns and headed for the fields. He wanted to be alone; he wanted to walk and think; a habit that had come to him long before when, as a youth, he had followed his father's sheep on the plains down below Mora.

How long he had walked he did not know but the deep, burning pain in his heart had gradually grown less as he weighed in the balances of his mind the values before him. "God giveth and God taketh away," he told himself, and the mind and heart of this son of the Conquistadores trained by his Christian parents to submit to the will of God in all things, added his Benedictus —"Bendito sea Dios."

The next few days were filled with hustle and preparation, for the Padre had told them that Juanita must leave very soon in order to begin her postulantship without delay. Perhaps all the arrangements; visiting of relatives; trips to town to buy what his daughter needed—helped Don Viterbo make in some way bearable, these last few days that Juanita would be with him.

The day of parting came. Juanita would have to go up to Trinidad to take her train. The Padrecito was driving Juanita, her parents and sisters to Trinidad. Don Viterbo was complete master of himself as they set out. With careless banter he warned Padre Carlos not to wreck them. As they drove through the village, Don Viterbo asked the Padre to stop at the Mission of San Antonio for here he had been married, here had he given the blessing of departure to his boy overseas, and here too would he bless the undertaking of Juanita.

Within the chapel the Padre and the Sandovals knelt. Don Viterbo, his eyes fixed upon a life-size image of Christ crucified, remained perfectly still except for the motion of his lips. Then slowly his gnarled and roughened hands went up to cover his face. A slight tremor seemed to pass through the body of Don Viterbo and finally the low sobs of a tender and suffering heart were poured out at the feet of Him who drained the Chalice of all suffering.

The storm abated as rapidly as it had arisen. Don Viterbo's sacrifice was made and placed at the Feet of Christ. Don Viterbo arose, and standing beside his wife at the holy water font, with Juanita kneeling before them, he performed the age-old custom of his people: the pater-

nal blessing; his consent and God-speed to this undertaking of his beloved, his Juanita.

For the rest of the trip, Don Viterbo was his old self. At the station, the ticket bought and the baggage checked, the little group stood chatting in high spirits. As the time of departure drew near, the conversation became more serious until only Don Viterbo was speaking.

The Padre, who had drawn back from the family circle, stood watching the drama unfolding before him and felt the mist in his eyes turn to drops and the tightening in his throat become pain. Don Viterbo, his wife, Juanita, and her two sisters formed a living symphony of divine praise to God. From the heart of Juanita poured mingled strains of happiness, love of God and zeal for souls that swelled to the accompaniment of the deep undertones of faith and submission and sacrifice of Don Viterbo and Dona Manuelita.

The last words of this stalwart son of the plains, in whose veins ran the Spanish blood of the pioneers, were not a tender farewell nor were they a request to be always remembered, but, after a hasty kiss, a solemn expression which summed up in its concise wording the whole character and mode of life of Don Viterbo: "Juanita, be always as obedient to your superiors as you have been to your mother and me."

Low-hung, solid snow clouds draped the sky as Don Viterbo stepped off his veranda and toward the barns. It had been snowing all morning. The white mantle covering the ground had piled up on the rock border of the flower gardens and the small closely grouped mounds of snow reminded Don Viterbo of a white rosary . . . Rosita's white rosary. As he rounded the corner of the store house he looked across the rows of dead flower stalks. Standing still and serene in the cold air, they were gradually being clothed in white. They brought to mind the white veil that his Juanita was now wearing down in the convent at Sante Fe, and there pervaded the spirit of Don Viterbo a feeling of peace and happiness that he had never known before. There would be no flowers for the altars in spring unless Maria, yes, Maria was getting to be quite a big girl now and maybe she would plant flowers in spring. But Juanita had given up her flowers and he, Don Viterbo, had given up his Juanita to be placed, a living flower, on the altar of service to God.

As the years went on, Don Viterbo never forgot his daughter Juanita and would spend hours recounting her adeptness and versatility. With a hearty chuckle of appreciation at his own humor, he often used to say to Padre Carlos, "Ah Juanita, she was the best 'son' I ever had."

o

Lord, keep us safe this night,
Secure from all our fears,
May angels guard us while we sleep
Till morning light appears!

Truth forever on the scaffold, wrong forever on the throne,
Yet that scaffold sways the future, and, behind the dim unknown,
Standeth God within the shadow, keeping watch above His own.

Medical Corner

Contributed by
J. H. Schropp, M.D., C.M., L.M.C.C.

Dear Reader:

I want to warn you from the very start that this letter was sent to me from way down across the border, from Argentine to be exact. I had no idea that the Marienbote found its way across the equator. However, I saw copies of it in Germany before the war. So then, here is the letter.

Dear Doctor: I have not been feeling well lately. (I forgot to mention that this letter was written in perfect German. I shall translate as I go along.) My right side has been bothering me severely for a number of years. I have seen several doctors in Beunos Aires about my condition and was told in every instance that I had a rupture. Foolishly enough, I did just the one thing that I was advised not to do, and that was to have the injection treatment. I took eight of these. My condition has not in the least improved, and now that I have finally decided to be operated upon, I find two doctors who refuse to do so. They say that it is almost impossible to repair the rupture properly on account of the dense adhesions and the obliteration of the structures that are essential for a good repair. Would you be kind enough, doctor, to give me your opinion. If you wish, you may publish this letter in the Marienbote. I sincerely hope that it might serve as a warning to anyone contemplating the injection treatment.

Yours thankfully, A.H."

Aha! There you have it! Clear as a bell, sound as a rock! I can now, with every apology, shout from this little corner of the world the so common "I told you so." In fact every doctor you saw told you so. And now two refuse to operate. Many more would refuse to do so unless they are experts in patch-work, and experts, too, in cleaning up on some-one else's handiwork. The injection treatment for hernia, (rupture to you), is just a bypass, a way around the bush, for any doctor who is not certain of his surgery, or who has so few to do that he neglects or disregards the final results.

It is not a new thing, this injection business for rupture. Just 100 years old. It reminds me of the old hippopotamus that constantly wallows in river bottoms, only to stick its big nose out of the mud for an occasional wiff of fresh air. It has died so often during the past 100 years, that it should for all intents and purposes be dead for good, but someone always comes along to resurrect it from the ashpile, only to throw it back again after it has miserably failed to give results. It reminds me, too, of the antivivisectionists, who for love of a pet monkey would like us to slide back 100 years into the past. I wonder if they think of vivisection when they have their teeth buried in a juicy steak! Some one had to kill the old bull that so irresistably finds its way into our frying-pans. Some one always has to dig up the old ideas and theories, perhaps only to make the going a little easier, perhaps even to make a little extra money at someone else's expense.

Dear Reader, let's leave the repair of hernia to the surgeons, the hippo to his mud, and the injection treatment to the injectionists. Do you know that 57 percent of all injected hernias are only possible cures, 28 percent are possible failures and 15 percent are total failures. But not so with the surgical care of hernia. Here we have only about 4 percent recurrence. Don't tell me that you didn't know this. Or did you? I had to look up the figures for the injection treatment myself.

So then, there are several ways to treat a rupture. If you want your rupture cured, have it operated upon; if you have money to waste and/or are not in shape to stand surgical interference, and/or if you want it spoiled, have it injected. If you wish neither of these, why not wear a truss. At least this will leave the way open and clean if surgery some day will have to be done. You are far better off, as well, to have it attended to while the going is still good. Don't wait till you are decrepit with age. If you contemplate surgery you will, of course, have to conform with the rules, by rules I mean the three weeks in bed after operation as well as a two months' rest. If you do not

Our Book Shelf

AFTER BERNADETTE
Don Sharkey
(The Bruce Publishing Co., Milwaukee) ($2.00)

"The story of Bernadette has been told many times; the story of Lourdes has not been told so often. Many persons, for instance, who read Werfel's book or saw the movie must have wondered, "What has taken place at Lourdes since the time of Bernadette?" This book is an attempt to give an answer to that question."

Thus, concisely, does the author state his purpose in writing the book "After Bernadette". May it be said to his credit that this purpose has been excellently achieved.

In "After Bernadette" the reader will find the story of Modern Lourdes presented in frank, simple and pointed style. Intended to be essentially a factual book, it does not fail to be of general interest and appeal to readers of practically any class. It presents a splendid marshalling of data and facts which give ample evidence of thorough research work on the part of a competent author.

By way of introduction Don Sharkey brings to light the reaction to Lourdes of two prominent novelists. Ewile Zola, the French realist, "a man of Science", went to Lourdes with an open mind to nothing but what science could explain." A novel followed. Years later, Franz Werfel, a Bohemian Jew, also visited Lourdes. His mind was receptive of anything that Lourdes would present to it. A novel of a very different character followed. The reader will rejoice to see Zola flouted and Werfel acclaimed.

As no story of Lourdes could be complete without also telling the story of Bernadette and the Apparitions, there follow four concise but fact-laden chapters on the same. Let it be noted that Sharkey, with no intent upon criticism of Werfel, has not hesitated to correct the novelist who, to suit his purpose in writing the "Song", openly admits having made certain departures from fact.

In the third part of the book the author sketches graphically the history of the Shrine's first years.

Then follow three most interesting chapters in which the combat of Our Lady versus Science is laid bare and from which Our Lady emerges victorious. Again the author refutes Science not on the a priori basis, but rather with an impregnable barrier of facts. As the author puts it: "The Medical Bureau(at Lourdes)is Lourdes' answer to a skeptical world.

In part five is described Lourdes as the world knows it to-day; the Approach to the Grotto, the Grotto itself, the triple Churches, the Sick and their cure, the Baths, the Blessing of the Sick and the Torchlight Procession. In finishing these chapters, the reader will feel that he has made a spiritual visit to Lourdes.

The closing chapters of the book contain interesting accounts of some of the more outstanding cures effected at Lourdes since the time of its inception. And of those who come away from Lourdes uncured the author has this to say: "None despair. All go away filled with hope, with a new feeling of strength. The trip to Lourdes is never made in vain."

The story of the Miracle City in the High Pyrenees is indeed a fascinating and consoling one. If you are interested in Lourdes, by all means get this book. You will not be disappointed.

J. J. K.

---

do this you have a mighty good chance to blame the doctor who did the surgery. There are people like that, you know. I have known patients who come in to tell the doctor what medicines they want for their ailments, and they usually have them, and then some. What other course is open to the poor doctor but to give them the medicines that he feels they should have. A lot of people do not so much as give a single thought to the doctor. Most, if not all, of these people are made up of just so much selfishness, so much arrogance, that their whole constitution is a jig-saw puzzle of imagination. Not so long ago a man came into my office who insisted that he had water on the heart. It did not take long for me to decide that he had beer on the stomach. I still think the man was not under the influence of liquor, it is hardly to be expected of the brew we get nowadays.

Don't think either that hernia is a rare condition. In 1921 some one in the States recorded some statistics concerning 17,000 men. It was found that 51 percent had rupture. Quite surprised, eh? I was, too, when I read the figure, but the secretary of the American Medical Association says so, and if he writes it in a book I am ready to believe him, although I am convinced that half of all my men patients are not ruptured. I would invert the figure and say that about 15 percent of them are ruptured. Even 15 percent is a lot. And I might say that I have not injected a single hernia, nor do I intend to do so.

A rupture is usually a weak spot at any of the many places where a rupture can occur. Accidents do not cause ruptures as such, but cause a weak spot, that was there from birth, to open up more and allow abdominal contents, usually bowel, to protrude. The presence of bowel, then, in a rupture will explain why a bowel obstruction can take place. A bowel obstruction constitutes an emergency operation, and, if this is refused, a little mound of dirt somewhere in a graveyard will mark the spot. So long! I hope, also, that "A. H." in Argentine will know what course to follow. Go to a surgeon, by all means, who will not let you down.

The Question Box

Only signed letters will be answered

What are the differences between the Roman Catholic Church and the Greek Catholic Russian Orthodox Church? Is it a sin if a Catholic attends services in their church?

I am wondering whether you have stated the latter title correctly. The word "Catholic" hardly belongs there. The Greek Orthodox church refers to that part of the Greek church which is not in union with the Supreme Pontiff. The Greek Uniate church is Catholic and recognizes the Pope as the supreme head of the Church.

There are a number of divisions in the Orthodox church. Some no longer have as their head the patriarch of Constantinople but have their own patriarch. Thus there is also a patriarch in Russia. This is one of the various independent Orthodox churches to which there is still popularly applied the term "Greek Orthodox church," and to distinguish it from other divisions, it is called the "Greek Russian Orthodox church." It is not Catholic. It is schismatical and heretical, and Catholics may therefore not attend services there any more than in any Protestant or non-Catholic church.

Did the Blessed Virgin commit any personal sins?

No; by a special privilege of God Who confirmed her in grace, Mary never committed any sin, either mortal or venial. The shadow of sin never darkened the beauty of her soul.

What are the times in which the Church forbids the faithful to solemnize marriage? What does this prohibition forbid and why this rule?

The times in which the Church forbids the faithful to solemnize marriage are the first Sunday of Advent to Christmas, and from the first day of Lent to Easter. During this time all public demonstrations of joy are forbidden, whether they be religious or purely social. This rule has been made because the Church wishes her children to remain in the spirit of the seasons—Advent is a time of serious preparation for Christmas, and Lent is a time of public penance. With proper permission, private marriages are permitted.

I have received a picture of the Last Supper, and I would like to know whether it makes any difference on what side of Christ Judas is? My picture shows Judas at the left of Christ. People tell me that is wrong—that he should be on the right side. Could you help me?

We do not know with any certainty how the Apostles were arranged at table during the Last Supper. The authority of artists alone is not sufficient, and scripture and tradition do not say definitely what the arrangement was. We know that St. John found it easy to put his head against the bosom of our Saviour. Judging from the way in which the Jews reclined at table, it seems that St. John was at our Saviour's right. Then recalling also that our Saviour spoke to Judas without the other disciples understanding what He said, we may conclude that Judas was very near—in fact, it is probable that Judas was at our Saviour's left for we also recall that He gave him a morsel of bread. Some authors with probability, place St. Peter next to St. John.

Why are not mixed marriages celebrated before the altar?

Marriage is a sacrament and a very holy rite. The person privileged to have the Catholic rituals is a Catholic only. When non-Catholics present themselves as partners in the marriage ceremony the Church does not grant the full privileges which are the right of Catholics only. The marriage is valid, if the proper dispensation has been obtained and the marriage ceremony is performed before a Catholic priest, even though celebrated elsewhere than before the altar. Without diocesan regulation or permission of the bishop the ceremony is not performed even in church, but in the rectory.

Was Christ's knowledge as man equal to His knowledge as God?

As God, Christ possessed infinite knowledge. His human intellect, as a faculty of His human soul, is finite and not able to possess infinite knowledge. As Man, Christ did, however, know all that a creature is capable of knowing on earth or in heaven.

Have you heard these?

"Father, will you give me ten cents for a poor man who is crying outside?"

"Yes, son, here it is. What is he crying about?"

"He's crying: 'Fresh roasted peanuts, five cents a bag.' "

*

"There is no difficulty in the world that cannot be overcome", said the teacher.

"Please, sir," cried little Harry, "have you ever tried squeezing the toothpaste back into the tube?"

—o—

"I'm a woman of few words. If I beckon with my finger that means 'come'."

"Suits me, mum. I'm a woman of few words myself. If I shake my head—that means 'I ain't coming'."

—o—

"A burglar entered our house this morning."

"Did he get anything?"

"I'll say he did—my wife thought it was I sneaking in late."

—o—

A detective asked an office boy if it was Mr. Jones or his partner who reached the office first, as a rule.

"Well," said the boy, "Mr. Jones at first was always last, but later he began to get earlier till at last he was first, though before he had always been behind. He soon got later again, though of late he has been sooner, and at last he got behind as before. But I expect he'll be getting earlier sooner or later."

Judge: What made you strike your wife?

Husband: Well, your honor, she had her back to me, the broom was handy and the back door was open; so I thought I'd take the chance.

* * *

A Negro mammy had a family of well-behaved boys. One day her mistress asked: "Sally, how do you raise your boys so well?"

"Ah'll tell you, missus," answered Sally, "Ah raises dem wid a barrel stave and Ah raises 'em frequent!"

* * *

Temperance Orator: Some advocate moderation — others demand prohibition. What, I ask you, really is the great drink question?

A Voice: What'll you have.

* * *

Squad Leader: I heard the battalion commander called you a blockhead. Is that correct?

Rookie: No sir, he didn't make it that strong. He just said 'Pull down your cap; here comes a woodpecker.

* * *

Mary: Please madam, I've knocked the marble clock off the mantle.

Madam: Has it stopped?

Mary: No, madam, it's gone straight through to the basement.

* * *

Wally: Gee, Pop, there's a man in the circus who jumps on a horse's back, slips underneath, catches hold of his tail, and finishes up on the horse's neck.

Father: That's easy. I did all that the first time I rode a horse.

Sonny Boy: Tell me, Daddy, why did you marry Mommie?

Daddy: So you're wondering too!

The Student's Burse . . .

Previously acknowledged	$1,493.40
Mr. H. Berger, Allan, Sask.	.90
A Friend from Masefield, Sask.	50.00
A Friend from Medstead, Sask.	2.00
Miss Monica Kosolofski, Prelate, Sask.	5.00
Mrs. B. Sabass, New York City	5.50
Mrs. Anna Kirzinger, Taghum, B.C.	1.00
Mrs. A. Schnurr, Regina, Sask.	1.00
Mrs. F. Stangl, Regina, Sask.	1.00
A Friend from Annaheim, Sask.	2.00
Mrs. Peter Hanus, Southey, Sask.	1.00
Mrs. John L. Dengler, Earl Grey, Sask.	3.00
A Friend from Regina, Sask.	1.00
Total to date	$1,566.80

Please send your contributions to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.

An Appropriate and Pleasing

PRESENT or GIFT

for a

BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY

for a Relative or Friend

is a year's Subscription to

THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $1.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of

Name ....

Address ....